



Das MuseumsMagazin

MENSCHEN | SCHATZKAMMERN | GESCHICHTEN | 2007



Editorial

WENN, WIE VOR wenigen Wochen, »Nachts im Museum« naturkundliche Exponate zum Leben erwachen, dann wollen viele Menschen dieses Ereignis auf keinen Fall verpassen. Tapfer hat in dem Hollywood-Streifen der »Museumswächter« Ben Stiller nach Sonnenuntergang gegen das Chaos in den Sammlungen angekämpft.

DIE REALITÄT SIEHT freilich völlig anders aus, sie ist deshalb aber nicht weniger spannend! In den Museen und Sammlungen lässt sich so vieles erkunden, im Grunde hat sogar jedes einzelne Objekt eine ganz eigene, spezielle Geschichte. Zusammen genommen ergeben die unzählbaren Exponate nichts Geringeres als das kulturelle Erbe der Menschheit. Und die Museen haben die Aufgabe, es zu sammeln, zu bewahren, zu erforschen und weiterzugeben an künftige Generationen.

DER INTERNATIONALE MUSEUMSTAG 2007, der in Deutschland am 20. Mai gefeiert wird, steht in diesem Jahr unter dem Motto »Museen und universelles Erbe«. Unser kulturelles Erbe ist von essenzieller Bedeutung für das Verständnis der eigenen Geschichte und Kultur. Es ist aber vor allem unverzichtbar, um offen zu sein für die kulturelle Identität anderer Menschen und Völker. Da haben auch die Museen, die wir Ihnen in dieser vierten Ausgabe des MuseumsMagazins vorstellen, viel zu bieten. Denn um dem »universellen Erbe« auf die Spur zu kommen, bedarf es gar keiner langen Reise.

DAS ERFAHREN ZUM Beispiel die Jugendlichen, die im Überseemuseum Bremen in eigener Sache forschen. Auf der Suche nach kulturellen Unterschieden und Gemeinsamkeiten werden sie nicht nur in den Sammlungen des Museums, sondern vor allem bei Mitschülern, Freunden und Verwandten schnell fündig. Ein ganz anderes Erbe entdecken die Besucher im Jura-Museum Eichstätt. Dort belegen Jahrmillionen alte Fossilien, welche geniale Baumeisterin die Natur ist – sie vererbt ihre besten Konstruktionspläne ganz einfach immer wieder. Geerbt hat auch der letzte Rüstmeister des Ostfriesischen Landesmuseums Emden: 2500 Waffen bewahrt er als Vermächtnis seiner Stadt. Weit globaler kommt da der Anspruch des Schmuckmuseums Pforzheim daher. Im Reuchlinhaus versammelt es eine weltweit einzigartige Sammlung funkelnder Objekte. Vielleicht die schillerndste Art eines universellen Erbes – zumindest in diesem Heft.

WIR LADEN SIE EIN, Ihr ganz persönliches Lieblingsmuseum zu entdecken: gleich auf den nächsten Seiten, in Ihrer Stadt, der Region oder auf Reisen. Es lohnt sich ganz bestimmt!

Viel Vergnügen bei der Lektüre wünschen Ihnen



DR. MICHAEL EISSENHAUER
Präsident Deutscher Museumsbund



HEINRICH HAASIS
Präsident Deutscher Sparkassen- und Giroverband



Inhalt

5] **Grußwort**
DR. HARALD RINGSTORFF

Sammeln

- 7] **Mit Leidenschaft und Weitblick**
ÜBER DAS SAMMELN
- 8] **Glänzende Aussichten**
DAS SCHMUCKMUSEUM PFORZHEIM PRÄSENTIERT
SEINE INTERNATIONAL EINZIGARTIGE SAMMLUNG IN
EINEM ARCHITEKTUR-JUWEL
- 10] **Starke Marke**
BIG BUSINESS MIT BUNTEN BLÄTTERN: DIE BILDER-
BOGENSAMMLUNG IM MUSEUM NEURUPPIN
- 12] **Wunderwelt der tausend Töne**
NOSTALGISCHER OHRENSCHMAUS –
DER MECHANISCHE MUSIKALON IN WEISKIRCHEN
- 14] **Das Wohnzimmer ins Schloss verlegt**
FRIEDRICH PAPPERMANN STIFTETE DEN STÄDTISCHEN
SAMMLUNGEN FREITAL SEINE WELT DER KUNST

Bewahren

- 17] **Mit Geburtsurkunde und weißen Handschuhen**
ÜBER DAS BEWAHREN
- 18] **Gepresst für die Ewigkeit**
DAS JURA-MUSEUM IN EICHSTÄTT ZEIGT URALTE
TIERVERSTEINERUNGEN – UND »QUICKLEBENDIGE
FOSSILIEN«, DIE DIE EVOLUTION BEWAHRT HAT
- 20] **Letzte Zeugen des Quartiers**
DAS HAMBURGER SPEICHERSTADTMUSEUM ERZÄHLT
DIE GESCHICHTE DES EINSTIGEN HANDELSVIERTELS
- 22] **Der Einzigartige**
IM OSTFRIESISCHEN LANDESMUSEUM EMDEN ARBEITET
DEUTSCHLANDS LETZTER RÜSTMEISTER
- 24] **Der König ist tot. Es lebe der König!**
DAS MUSEUM IM SCHLOSS LÜTZEN UNTERSUCHT DIE
KRAFT DER ERINNERUNG AN DEN BERÜHMTESTEN
TOTEN DER STADT: GUSTAV II. ADOLF VON SCHWEDEN



Forschen

- 27] Mit Praxisnähe und Unterhaltungswert
ÜBER DAS FORSCHEN
- 28] »Behutsamer Weiterbau«
DR. GISELA HOLAN, BAUREFERENTIN DER STAATLICHEN
MUSEEN ZU BERLIN, LEITET AUF DER MUSEUMSINSEL
DIE GRÖSSTE KULTURBAUSTELLE DER WELT
- 30] Das Herz von Haithabu
DIE FORSCHER DES WIKINGER MUSEUMS HAITHABU
IN SCHLESWIG REKONSTRUIEREN EINE FRÜHMITTEL-
ALTERLICHE LANDUNGSBRÜCKE
- 32] Hochzeit mit Hindernissen
IM ÜBERSEEMUSEUM BREMEN FORSCHEN JUGENDLICHE
IN EIGENER SACHE
- 34] Sehend Forschen lernen
DAS STAATLICHE MUSEUM SCHWERIN BELEUCHTET
MOTIVSERIEN VON LYONEL FEININGER

Vermitteln

- 37] Mit Ideen und Organisationstalent
ÜBER DAS AUSSTELLEN UND VERMITTELN
- 38] Angekommen ...
DAS MUSEUM DER STADT BENSHEIM INTEGRIERT
DIE ARNAUER RIESENGEBIRGSSTUBE IN SEINE NEUE
DAUERAUSSTELLUNG
- 40] Spannender Stoff für Strippenzieher
DAS BAD KREUZNACHER MUSEUM FÜR PUPPEN-
THEATERKULTUR VERZAUBERT SEINE BESUCHER
SPIELEND
- 42] Wachgeküsst
DIE EHEMALIGE TUCHFABRIK MÜLLER IN EUSKIRCHEN
BIETET 100 JAHRE ALTE TEXTILINDUSTRIE ZUM
ANFASSEN
- 44] Die Rückkehr der Heiligen
ELISABETH VON THÜRINGEN IST NACH 800 JAHREN
WIEDER ZU GAST AUF DER WARTBURG IN EISENACH
- 46] Interview
30 JAHRE INTERNATIONALER MUSEUMSTAG: EIN
GESPRÄCH ÜBER WELTWEITE GEMEINSAMKEITEN,
DEUTSCHE BESONDERHEITEN UND DAS UNIVERSELLE
ERBE EINER KULTURELLEN VIELFALT
- 48] Impressum | KARTE





Grußwort

Liebe Leserinnen und Leser,

am 20. Mai 2007 begehen die deutschen Museen den Internationalen Museumstag. Weltweit jährt sich der Tag zum dreißigsten Mal, eine stolze Zahl. Damit signalisieren die Museen, dass sie eine weltumspannende starke Gemeinschaft sind, die sich als Orte des kulturellen Austausches verstehen. Als Hüter des kulturellen Erbes trägt jedes Museum dazu bei, dass wir alle unsere kulturelle Identität entwickeln können. Auf der anderen Seite lernen wir auch etwas über fremde Kulturen und werden ermutigt, in einen Dialog mit allen Gruppen der Gesellschaft zu treten. Dieser Dialog wird immer wichtiger; deutschlandweit, europaweit und auch weltweit.

Darum übernehme ich, wie meine Vorgänger, als Präsident des Bundesrates sehr gerne die Schirmherrschaft über den Internationalen Museumstag in Deutschland und möchte damit allen danken, die sich – in ihrer häufig auch ehrenamtlichen Tätigkeit – der Erhaltung unseres nationalen Kulturguts widmen.

Museen sind die Hüter der Vergangenheit, das Spiegelbild unserer kulturellen Gegenwart und die Visionäre der Zukunft. Dies alles gilt es, am Internationalen Museumstag zu entdecken.

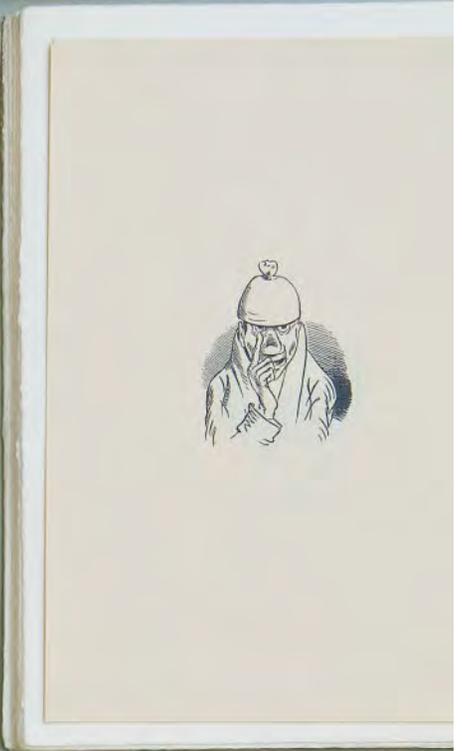
Ich möchte daher Sie, liebe Leserinnen und Leser, einladen, die Einrichtungen in Ihrer Nähe und bundesweit zu besuchen und die in ihnen bewahrten Schätze zu erkunden. Begeben Sie sich auf eine Entdeckungsreise unseres gemeinsamen kulturellen Erbes und erfahren Sie mehr über unsere Geschichte und kulturelle Identität.

*Viele interessante Begegnungen in unseren Museen wünscht Ihnen
Ihr*

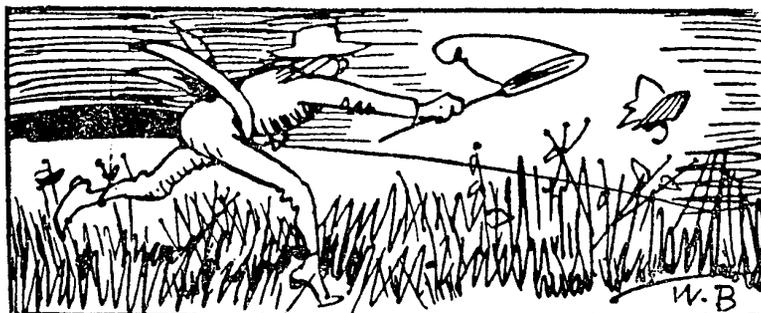
DR. HARALD RINGSTORFF
Bundesratspräsident



Sammeln



Mit Leidenschaft und Weitblick



»SO VIEL BUSCH WIE NIE« BEGEGNET UNS IN DIESEN MONATEN IN DEUTSCHLAND. DENN DER MALER, ZEICHNER, DICHTER UND DENKER WILHELM BUSCH WURDE VOR 175 JAHREN GEBOREN. GRUND GENUG, IHN UND SEINE GROSSARTIGE KUNST IN ZAHLREICHEN AUSSTELLUNGEN ZU EHREN.

DR. HANS JOACHIM NEYER, DIREKTOR DES WILHELM-BUSCH-MUSEUMS IN HANNOVER, KOMMENTIERT ANHAND DER BEDEUTENDSTEN WERK-SAMMLUNG DES KÜNSTLERS FÜR DAS MUSEUMSMAGAZIN SEHR PERSÖNLICH DIE VIER GRUNDLEGENDEN AUFGABEN EINES MUSEUMS: SAMMELN (S.7), BEWAHREN (S.17), FORSCHEN (S.27) UND VERMITTELN (S.37). HAPPY BIRTHDAY, WILHELM BUSCH!

Die Sammlung ist die Grundlage für jede weitere Beschäftigung mit den Exponaten eines Museums. Ob es gilt, diese zu bewahren, zu erforschen oder zu präsentieren: Immer greifen die Restauratoren, Forscher und Kuratoren auf Bestände zurück, die Generationen von Sammlern vor ihnen angelegt haben. Das museale Sammeln geschieht mit Leidenschaft und Weitblick – niemals aus wirtschaftlichem Gewinnstreben, aber immer mit kalkulierendem Blick auf die geringen Mittel; und vor allem vorausschauend fragend, ob das ins Auge gefasste Objekt der Begierde auch in ferner Zukunft weiterhin künstlerischen Wert besitzen wird.

Mit genialem Spürsinn und intensiver Beharrlichkeit haben die Gründer der 1930 eingetragenen Wilhelm-Busch-Gesellschaft Arbeiten ihres Patrons gesammelt. Sie kamen mit Argumenten und Blumen, bettelten und feilschten und boten schließlich Bargeld, um ihr Ziel zu erreichen. Die Bilanz dieser 75 Jahre währenden Tätigkeit ist erfreulich: Mit 335 Ölgemälden, mehr als 1300 Zeichnungen nach der Natur, 50 Bildergeschichten-Handschriften, 896 Briefen,

193 Gedicht- und Prosahandschriften besitzt die Wilhelm-Busch-Gesellschaft die nach Zahl und Inhalt umfangreichste und bedeutendste Sammlung von Werken Wilhelm Buschs. Sie stammen aus dem Besitz von Nachfahren, Händlern und – zum Teil – jüdischen Sammlern. Die Umstände der Ankäufe hat die Wilhelm-Busch-Gesellschaft in einer Publikation veröffentlicht.

Ähnlich erfreulich ist das Resümee der Sammlung »Karikatur und kritische Grafik«, die nach dem Krieg aufgebaut wurde, als das Wilhelm-Busch-Museum aus der Innenstadt von Hannover in das Wallmodenpalais in Herrenhausen übersiedelte: Mehr als 23 000 Blätter aus vier Jahrhunderten lagern heute in den Depots. Sie kamen – wie die Werke von Wilhelm Busch – mit finanzieller Hilfe der Stadt Hannover, des Landes Niedersachsen, zahlreicher Stiftungen und privater Unternehmen und nicht zuletzt dank bedeutender Schenkungen ins Museum.

Einen Meilenstein für die Erweiterung des Wilhelm-Busch-Museums zum Deutschen Museum für Karikatur und kritische Grafik bedeutete 1988 die Entscheidung des Münchener Kaufmanns Rudolf Ensmann, seine umfangreiche Karikaturensammlung zu stiften. Die wunderbare Begründung für den Entschluss, sein Lebenswerk einem Museum zu übereignen, zeugt vom persönlichen Vertrauen des Sammlers – und das ist häufig viel wichtiger als Geld und gute Worte: »Hier in Hannover war noch jemand, der da plötzlich Gefühl, Herz und Gemüt ins Spiel brachte; ein Fürsprecher aus dem Hintergrund. Der Mann, der diesem Museum seinen Namen gegeben hat: Wilhelm Busch! ... In einem Haus, das vom Geist des Mannes durchdrungen ist, der ein Altmeister der humoristischen Bildergeschichte war, ist für Werke der Karikatur, gleich welcher Prägung und zu welchem Sujet, gut leben.«

Schatzkammer: In den Kuben des Reuchlinhauses funkelt die Sammlung des Schmuckmuseums Pforzheim.



Fotos: Schmuckmuseum Pforzheim – Rüdiger Flöter (3), Valentin Wormbs (3), Fotografie-Gonzales Stuttgart (2), Peter Herion

Glänzende Aussichten

Das Schmuckmuseum Pforzheim präsentiert seine international einzigartige Sammlung in einem Architektur-Juwel

»**WIR GEHÖREN IMMER NOCH** zu den Exoten unter den Museen«, sagt Cornelia Holzach und lacht. »Ein Museum ganz allein für Schmuck? Das überrascht viele Besucher. Doch lassen sie sich erst einmal auf unsere Ausstellung ein, dann sind sie begeistert!« Begeistert ist auch die Leiterin des Schmuckmuseums Pforzheim von ihrer Aufgabe, diese weltweit einzigartige Sammlung an historischem, zeitgenössischem und ethnografischem Schmuck zu betreuen und dem Publikum zu präsentieren. Dass sie dies nicht in irgendwelchen Räumlichkeiten, sondern im Reuchlinhaus in Pforzheims Stadtgarten tun kann, betrachtet sie als besonderes Glück. Denn das Gebäude ist ein architektonisches Juwel und mittlerweile untrennbarer Bestandteil der musealen Inszenierung.

DER 1961 EINGEWEIFTE Bau des Architekten Manfred Lehmbruck ist ein Meisterwerk der Nachkriegsarchitektur. Angelegt als Kulturzentrum der Stadt, öffnete das Schmuckmuseum in dem vierteiligen Ensemble zusammen mit Stadtbücherei, Heimatmuseum und Kunsthalle seine Pforten. Museumsleute aus aller Welt pilgerten nach Pforzheim, um sich von der genialen Gestaltung inspirieren zu lassen. Mit seiner Architektur schrieb Lehmbruck nicht nur Zukunft, sondern schuf durch die Innengestaltung bis hin zu den Vitrinen ein perfektes Gesamtkunstwerk. So wurde in Pforzheim zum ersten Mal überhaupt die Beleuchtung in die Ausstellungs vitrinen integriert und auf sonstige Lichtquellen verzichtet.



»Dies schafft eine geheimnisvolle und intime Atmosphäre, der Besucher wird quasi magisch von den schimmernden Gegenständen in den Vitrinen wie in einer Schatzkammer angezogen«, beschreibt Cornelia Holzach die Wirkung des bis heute faszinierenden Ausstellungsdesigns.

DASS DIES WELTWEIT vielfach kopiert wurde, erfüllt sie mit Stolz. Und gerne erzählt sie, dass nach der Eröffnung in einigen Zeitungen die Fotos verkehrt herum abgedruckt wurden. »Die Redakteure in den sechziger Jahren konnten sich wohl nicht vorstellen, dass Lehmbrucks Vitrinen tatsächlich an der Decke befestigt waren, sodass sie wie frei schwebend im Raum hingen. So etwas hatte es vorher nie gegeben.«

WIE ABER KOMMT Pforzheim überhaupt zu einer solchen Sammlung? Das Thema liegt in einer Stadt, in der die Schmuckindustrie schon lange heimisch ist, natürlich nahe. Bereits im 19. Jahrhundert wurde hier alter Schmuck gesammelt, allerdings nicht mit dem Ziel, ein Museum einzurichten, sondern in der Absicht, die erworbenen Originalbeispiele früherer Schmuckgestaltung als Vorbilder und Anregungen für den historistischen Schmuck der Pforzheimer Industrie zu nutzen. Die Großherzogliche Kunstgewerbeschule und der Kunst- und Kunstgewerbeverein legten vor mehr als hundert Jahren aus vorwiegend kommerziellem Interesse den Grundstein für den heutigen Bestand. Während des Zweiten Weltkriegs lagerte man die Sammlung in den Schwarzwald aus, wo sie ohne wesentliche Verluste die nahezu vollständige Zerstörung der Stadt im Februar 1945 überstand. Erst 16 Jahre später fanden die Pretiosen im Schmuckmuseum eine dauerhafte Heimat.

DASS DER GRUNDSTOCK in der Nachkriegszeit wuchs und gedieh und heute auch die international umfangreichste Sammlung der Schmuckkunst des 20. Jahrhunderts umfasst, ist vor allem dem Zusammenwirken von Museumsleitung und Künstlern der Kunstgewerbeschule, später Fachhochschule für Gestaltung, zu verdanken. Mit Umsicht und Mut, Weitblick und der richtigen »Nase« wurden zum Beispiel aus der kleinen Riege der internationalen Künstler immer wieder diejenigen aufgespürt, deren Werk erahnen ließ, dass es auch in der Zukunft Bestand haben würde. Diese Schmuckkünstler – exemplarisch seien Bruno Martinazzi, Klaus Ullrich, Reinhold Reiling, Yasuki Hiramatsu und Anton Cepka genannt – unterscheiden sich von Schmuckdesignern darin, dass sie Unikate schaffen: kleine Kunstwerke, die nicht auf industrielle Reproduzierbarkeit ausgerichtet sind. Sie fühlen sich den Malern, Bildhauern und Zeichnern zugehörig und schaffen eine »Kunst am Menschen«. Sie spielen mit der Geschichte des Sich-Schmückens, die so alt ist wie die Menschheit selbst.

Schmuckstück: Auch die Ausstellungsräume sind ein perfektes Gesamtkunstwerk. In geheimnisvoller Atmosphäre ziehen die schimmernden Pretiosen Besucher in ihren Bann.



ALS HEIMATMUSEUM und Stadtbücherei eine neue Bleibe fanden, konnte sich das Schmuckmuseums im vergangenen Jahr über drei der vier Kuben des Reuchlinhauses ausdehnen. Im innen wie außen denkmalgeschützten Haus schuf HG Merz die Voraussetzungen, die Lehmbrocks Vorgaben mit dem heutigen Anspruch einer chronologischen Darstellung der Sammlung verbinden. »Schmuck ist immer ein Abbild der jeweiligen Gesellschaft«, erklärt Cornelia Holzach, »und darum von seinem historischen Kontext nicht zu trennen. Das gilt genauso für unsere Gegenwart!« 500 Quadratmeter mehr Fläche bieten Platz für die großzügige Präsentation von mehr als 2000 Objekten und ermöglichen vor allem einen sinnvollen Übergang vom Jugendstil zur zeitgenössischen Schmuckkunst. Die Ausstellung ist jetzt didaktischer und interaktiv angelegt.

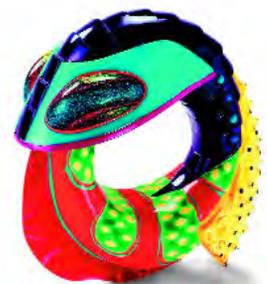


Prachtstück:
Goldener Halsschmuck
von Reinhold Reiling.

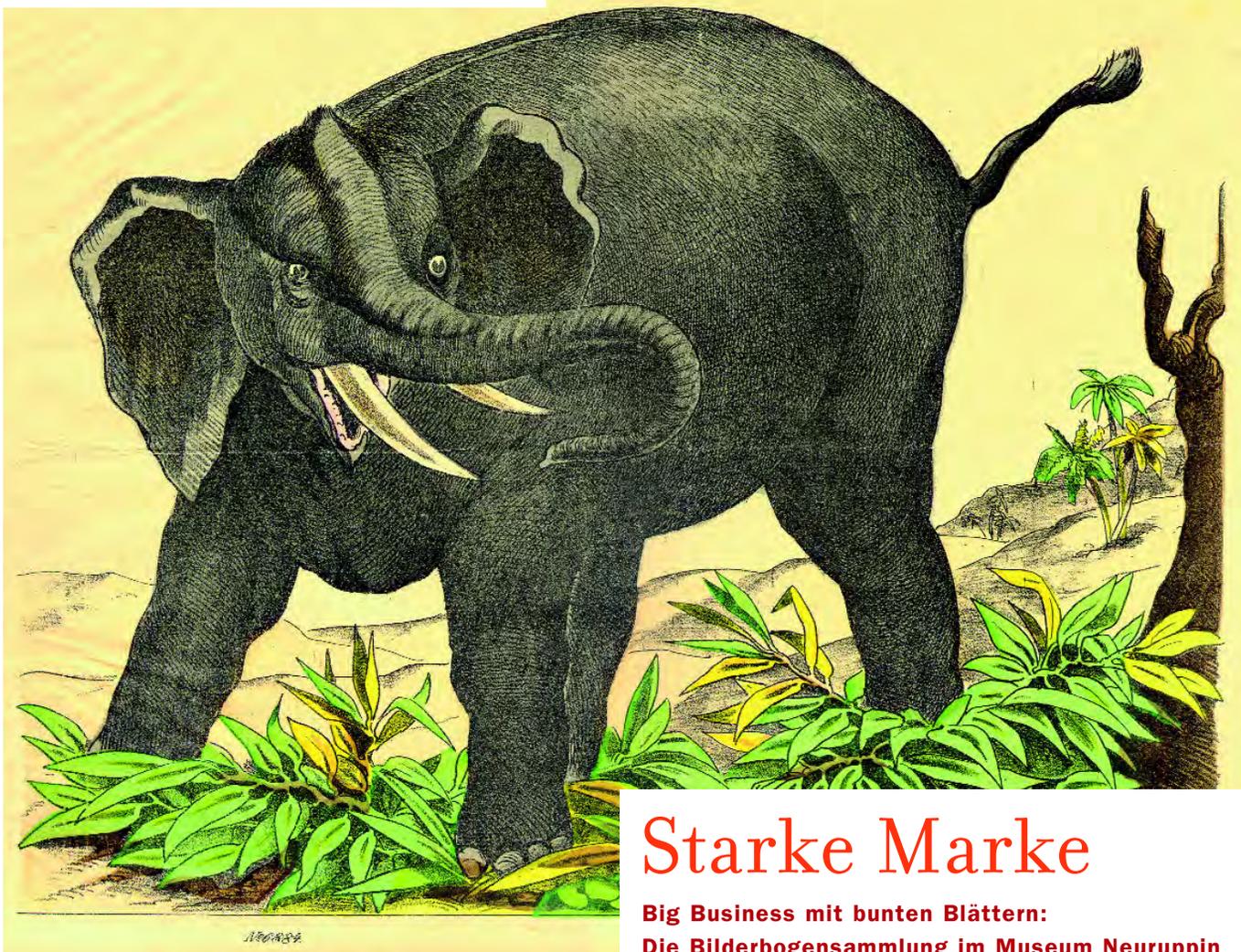
DIE MUSEUMSLEITERIN IST hinsichtlich des Sammelns auch der Zukunft verpflichtet. »Oft zeigt sich, dass wir in unseren Sonderausstellungen auf die richtigen Persönlichkeiten gesetzt haben«, sagt sie stolz und verweist auf Ankäufe der letzten Jahre. »Von zehn Künstlern, denen wir vor drei Jahren ein Forum boten, haben sich acht international etablieren können.« Zudem wünscht sich die Direktorin, der Schmuckkunst denselben Rang zu verschaffen, wie er für die Malerei oder die Bildhauerei selbstverständlich ist. Um die Grenzen zwischen Kunst und Design deutlicher aufzuzeigen, plant das Schmuckmuseum einen eigenen Bereich »Schmuckdesign«. »Ich möchte unseren Besuchern vermitteln, welche spannende Kunstgattung das Thema Schmuck bietet«, sagt Cornelia Holzach. »Und damit werden wir auch aus der Nische des Exotischen früher oder später heraustreten können.« ■ BEATE RYGIERT



Kunststücke: Gelb- und Weißgold trifft Acryl und Polyester – Armreifen von Bruno Martinazzi (oben) und Peter Chang (unten). Der Kopfschmuck eines indischen Nagakriegers (Mitte) glänzt mit Calafedern.



Farbenvielfalt: Bilderbogen brachten die Ereignisse der Welt detailreich und koloriert in die Wohnstuben der Menschen.



Abbildungen: Museum Neuruppin

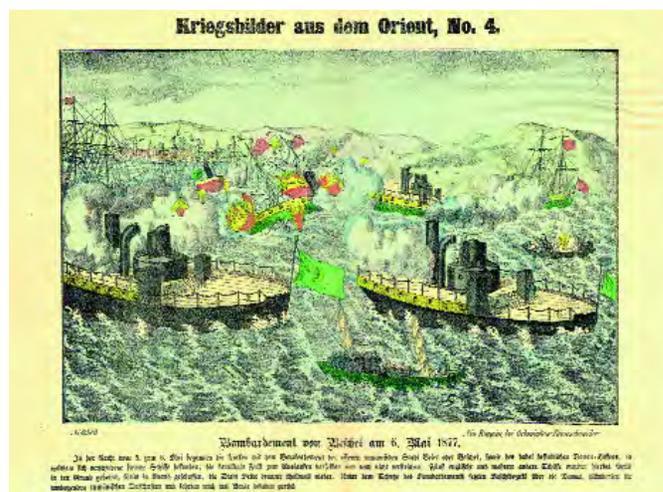
Starke Marke

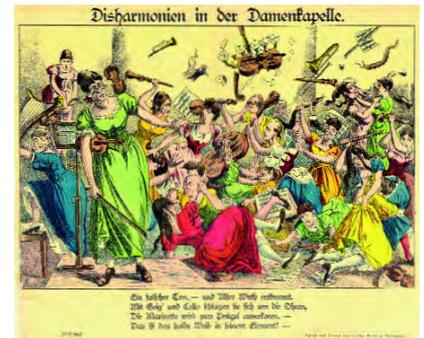
**Big Business mit bunten Blättern:
Die Bilderbogensammlung im Museum Neuruppin**

DAS STÄDTCHEN NEURUPPIN punktet bei Touristen in erster Linie mit seinen berühmten Söhnen Theodor Fontane, Schriftsteller, und Karl Friedrich Schinkel, Baumeister. Doch im 19. und frühen 20. Jahrhundert war der Ort, rund 70 Kilometer nordwestlich von Berlin gelegen, vor allem an den Namen Gustav Kühn gekoppelt. Gustav ... wer? Gustav Kühn, findiger Kaufmann! Der Verleger fertigte und vertrieb eines der wichtigsten Kommunikationsmedien seiner Zeit: den Bilderbogen. Kühns festem Willen zum Erfolg verdankt das Museum Neuruppin die älteste Bilderbogensammlung Brandenburgs – mit rund 12.000 Drucken ist sie zugleich die umfassendste Kollektion Deutschlands.

HEUTE ANNÄHERND VERGESSEN, waren die Bilderbogen der »Fernsehapparat des 19. Jahrhunderts«, erklärt Museumsdirektor Hansjörg Albrecht die Funktion der losen Blätter. In einer Zeit, in der die Menschen von Ereignissen vorwiegend hörten oder lasen, bedienten die Bogen ein elementares Bedürfnis; sie lieferten bunte Bildzeugnisse des Zeitgeschehens. Schwärmend zeigt Albrecht auf die Kolorierungen einiger Bogen: »Das farbige Bild war damals einmalig und nur auf Bilderbogen verbreitet. Diese Naturfarben sind von einer Intensität, wie man sie heute nicht reproduzieren kann!« Eine ungewöhnliche Leistung, denn die plakativen Abbildungen waren auf billigen Papierblättern gedruckt, um sie ebenso billig an den »gemeinen Mann« verkaufen zu können.

SCHON BALD NACH dem Einstieg in die väterliche Firma im Jahr 1822 legte Gustav Kühn den Grundstein für eine einzigartige Firmengeschichte. Bei der Themenauswahl für die Bilderbogen bewies er großes Geschick, entwarf viele Motive selbst und schuf beeindruckende Zeichnungen. »Seine bildliche Begleitung des ak-





Themenvielfalt: Ziehfiguren, religiöse Motive und satirische Blätter erfüllten viele Funktionen. Sie sollten unterhalten, erbauen, belehren und aufklären.

tuellen Zeitgeschehens ist bemerkenswert», sagt Albrecht. Kühn sei ein »early adapter« gewesen: Einer, der unmittelbar auf das Weltgeschehen reagierte und den Geschmack der Zeit traf. Um das Geschäft kräftig anzukurbeln, scheute er nicht vor Investitionen zurück. Als einer der ersten Verleger schaffte er eine Lithografiepresse an, denn der Steindruck ermöglichte besonders hohe Auflagen. 40 000 Abzüge eines Motivs waren von da an keine Seltenheit mehr. In kleinen Kolorierungswerkstätten wurden die Bogen mit Hilfe von Schablonen schnell, enorm präzise und qualitativ hochwertig farbig gestaltet.



Stadt- und Landschaftsansichten zeugten von der aufkommenden Reiselust der Menschen. Pädagogische Bogen fanden Eingang in den Schulunterricht, exotische Tiere erzählten von unbekanntem Teilen des Erdballs. Die Drucke erfüllten viele Funktionen: Sie sollten unterhalten, erbauen, belehren, aufklären.



WOHL AM SPANNENDSTEN für Groß und Klein waren die sogenannten Aktualitätsbilderbogen, die detailreich und farbig Ereignisse der Welt in die Wohnstuben der Familien brachten. Bilder zu Nachrichten, die in aller Munde waren. Ob es sich um die Revolution von 1848, die Hochzeit des preußischen Prinzen Friedrich Wilhelm mit der englischen Prinzessin Victoria im Jahre 1858, Kriege, Naturkatastrophen oder prominente Todesfälle handelte – für wenig Geld konnte jedermann ein bisschen teilhaben.

HEUTE SIND DIE Bilderbogen wertvolle Dokumente, die vom Alltagsleben, den Moden und Vorlieben der Menschen im 19. und frühen 20. Jahrhundert erzählen. In ihrer Blütezeit kam den kleinen Kunstwerken eine ganz besondere Aufgabe zu: Sie waren nicht einfach Abbildungen, sondern sie schufen Bilder. Zum Beispiel der Elefant, den man im wahren Leben nie gesehen hatte und niemals sehen würde, blieb in den Köpfen der Menschen – bis an ihr Lebensende. »Darin«, ist sich Hansjörg Albrecht sicher, »liegt die kulturhistorische Bedeutung der Bilderbogen.« ■

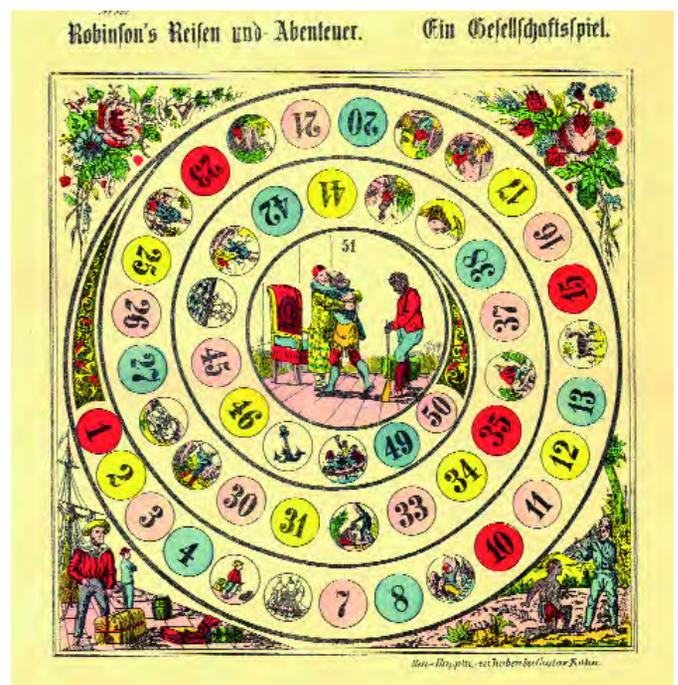
MIRA HÖSCHLER



BILDERBOGEN WAREN IN ganz Europa populär. Doch die Kühn'sche Massenproduktion, kombiniert mit professionellen Vertriebsstrukturen, machte Neuruppin zum deutschen Zentrum der Herstellung und schließlich sogar zur europäischen »Hauptstadt der Bilderbogen«. Vermutlich war nie vorher und auch nie wieder danach ein Produkt so sehr Synonym für eine Stadt wie der Bilderbogen für Neuruppin. Sämtliche Drucke trugen den Vermerk »Neu-Ruppin, zu haben bei Gustav Kühn« und machten den kleinen preußischen Ort bis nach Nordamerika bekannt. Zwei weitere Verlage siedelten sich an. Zusammen genommen produzierten die drei Betriebe mehr als 22 000 Bilderbogen in enormen Auflagen, die zumeist von fliegenden Händlern in die weite Welt getragen wurden.

ZUR 700-JAHR-FEIER der Stadt Neuruppin erschien 1939 der letzte Kühn'sche Druck mit der Motiv-Nummer 10 337. Die Sehgewohnheiten hatten sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts geändert, man kaufte bevorzugt illustrierte Zeitungen, Postkarten oder fotografierte selbst. Durch die Auflösung der Verlage entstand der Grundstock der Bilderbogensammlung des Museums. Einen zweiten großen Teil steuerte in den 90er-Jahren ein privater Sammler bei. Der Ankauf dieser mehrere tausend Stück umfassenden Privatsammlung war für das Museum Neuruppin ein Glücksfall, denn mit dem Ende der Produktion verschwanden auch die Bilderbogen selbst. Das lag in der Natur der Sache, denn die Blätter waren zum Konsum bestimmt. Sie gingen durch viele Hände, zerschlissen und wurden weggeworfen. Nur wenige überdauerten in Büchern oder Kisten auf Speichern und Dachböden die Zeit und gelangten schließlich irgendwann auf Trödelmärkte oder in Antiquariate.

DIE NEURUPPNER BILDERBOGENSAMMLUNG verdankt ihren Wert auch den vielfältigen Themen, die die Blätter widerspiegeln. Für Kinder gab es eine Vielzahl Bastelbogen mit Ausschneidepuppen, Papiersoldaten oder Ziehfiguren. Erwachsene kauften vor allem religiöse Motive oder illustrierte Sinnsprüche, ebenso beliebt waren Drucke mit deftig-humoristischen Genredarstellungen. Zahlreiche



Schwungvoll: Mehr als 80 Jahre sorgte diese knapp drei Meter breite Kirmesorgel auf Jahrmärkten für gute Unterhaltung.



Fotos: Rolf Ruppenthal

Wunderwelt der tausend Töne

Nostalgischer Ohrenschaus – der mechanische Musiksalon in Weiskirchen

»**VORSICHT, NICHT ERSCHRECKEN!**«, warnt Klaus Meyer. Und zieht schelmisch die Mundwinkel nach oben. Erschrecken? Vor einem Leierkasten? Doch kaum entschlüpft dem Instrument der erste Ton, zuckt der Besucher unwillkürlich zusammen – so unerwartet laut und kraftvoll ist die mechanische Musik der Walzendreorgel. »Ich mag diesen nostalgischen Klang«, schwärmt der 66-Jährige. Er ist kein Mann der großen Worte, lieber lässt er seine Schätze für sich sprechen. Und das klingt gut. Rund 100 Instrumente sind im mechanischen Musiksalon im nordsaarländischen Weiskirchen versammelt. Allein sieben Drehorgeln, die älteste aus dem Jahr 1870, warten darauf, große und kleine Besucher in Stauen zu versetzen. Das gelingt immer. Selbst Kinder der Gameboy-Generation wippen mit großen Augen fröhlich mit, wenn die Miniatrakrobaten der aufklappbaren Zirkus-Drehorgel zur Musik ihre Kunststücke präsentieren, oder wenn am Ende eines Liedes der Stoffaffe seinen Hut zieht und freundlich »Vielen Dank!« ruft.

ALS KLAUS MEYER vor mehr als 40 Jahren zum ersten Mal eine Drehorgel sah und hörte, verliebte er sich sofort. Bald lieb er sich ein Instrument und spielte auf Weihnachtsmärkten und Geburtstagen, zog von Flohmarkt zu Flohmarkt und verlor sein Herz nach und nach ganz: Puppenautomaten, Drehorgeln, Polyphone, Orchestrierte, Blechplattenspieler, Walzenspieldosen – »alle Gegen-



Klangvoll: Klaus Meyer unterhält seine Gäste mit Livemusik und ungewöhnlichen Spielgeräten – zum Beispiel historische Gaststätten- und Puppenautomaten oder Drehorgeln (von links).

stände mit Spielwerk« hatten es ihm angetan. Der Saarländer hatte sein Thema gefunden. »Sammler wird man nicht, das ist man. Ich freue mich an den Dingen und wünsche mir dann mehr«, erklärt er seine schlichte Philosophie. Über vier Jahrzehnte hinweg ist er sich treu geblieben und häufte seine Instrumente an. Auf die Frage, was so eine Drehorgel wert sei, hört man nur ein lautes Einatmen und schließlich ein leises Raunen: »Dafür kriegt man einen Mercedes.«

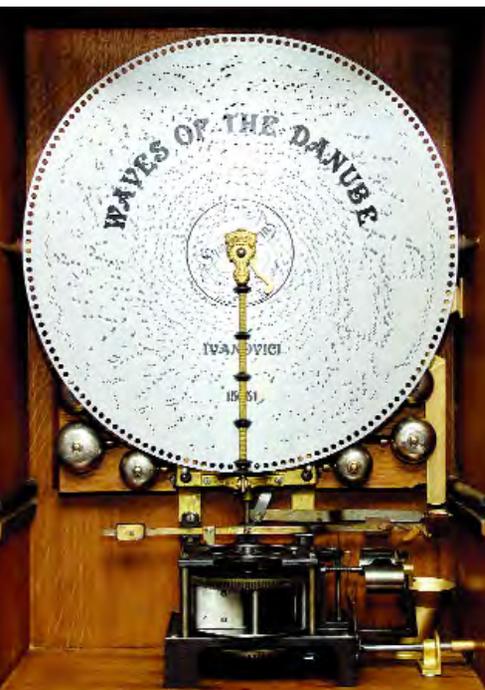
URSPRÜNGLICH ALS REIN privates Vergnügen gedacht, ist der pensionierte Industriekaufmann heute froh mit seinem öffentlich zugänglichen mechanischen Musiksalon. »Es ist schön, die Freude an den Instrumenten mit anderen teilen zu können. Vor allem sehr junge und ältere Menschen mögen sie. Manchmal vielleicht zu sehr, da muss man aufpassen, dass sie nicht alles anfassen«, schmunzelt er. Heute sind die zum Teil sehr alten Stücke schließlich in erster Linie Museumsobjekte. Gemütlichkeit umgibt die Besucher im Musiksalon. Alte Holzmöbel, plüschige Sofas und verschnörkelte goldene Bilderrahmen sind das passende Ambiente zur Wunderwelt eines leidenschaftlichen Sammlers. Immer wieder feilt er an seinen Führungen, um den Gästen die Instrumente und ihre Geschichten so interessant und faszinierend wie möglich zu präsentieren.

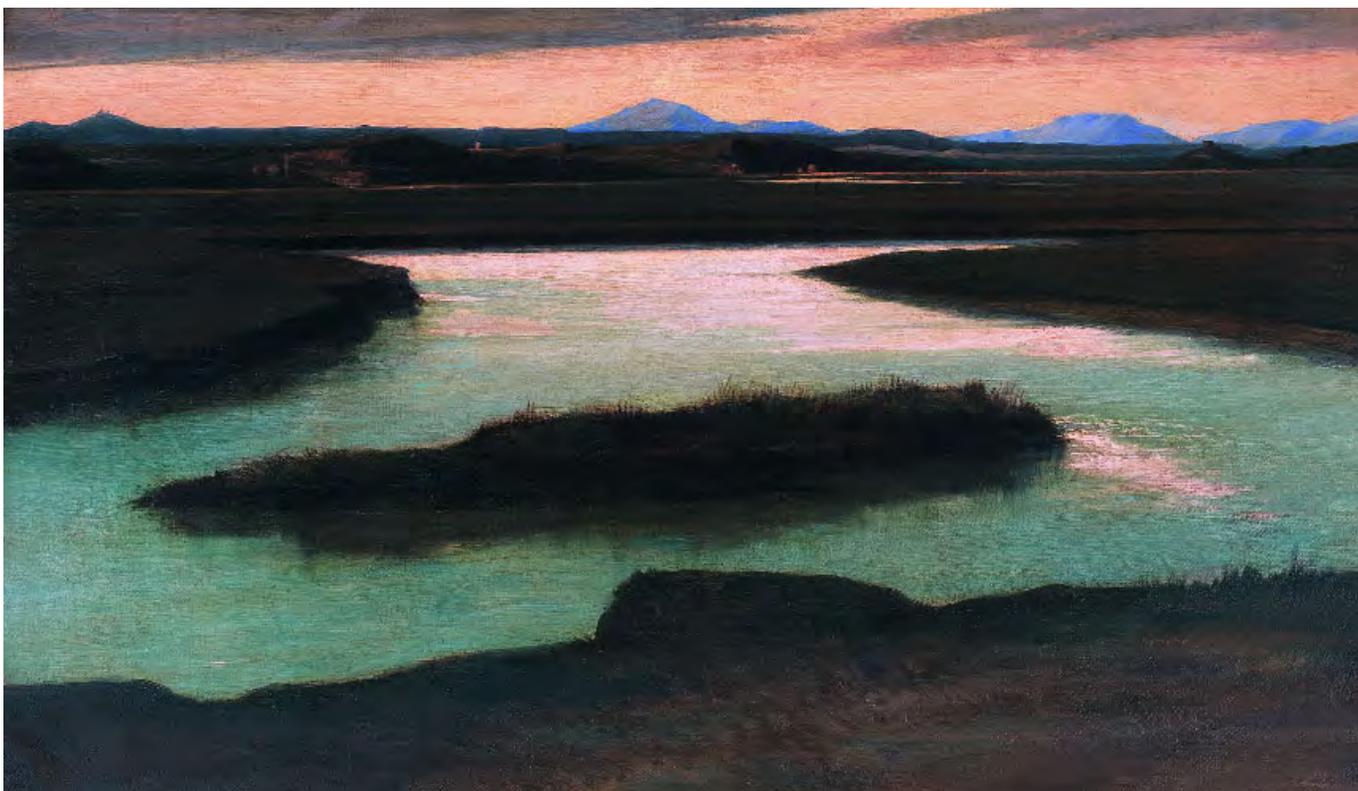
MEYER WEIST AUF Stiftwalzen und Lochkarten: »Zu Beginn erkläre ich technische Details«, sagt er, »denn der Weg zu den Instrumenten führt über die Technik.« Das Innere einer Drehorgel, auch Leierkasten genannt, besteht aus Pfeifenwerk, Balgwerk, Windlade und der Spieleinrichtung. Der Spieler aktiviert durch eine Kurbel über Pleuelstangen den Schöpfbalg, der die Druckluft erzeugt. Über der Windlade mit einer Vielzahl von Ventilen befindet sich das Pfeifenwerk. Jedem Ventil sind eine oder mehrere Pfeifen zugeordnet, die einen bestimmten Ton erzeugen, wenn die Druckluft durch sie hindurchbläst. Wann welches Ventil in Aktion tritt, wird durch die Spieleinrichtung festgelegt. Sie ist vergleichbar mit einem Kassettenrecorder, in den die Kassette eingelegt wird. Nur, dass bei Drehorgeln die »Kassetten« andere Programmträger sind: Stiftwalzen oder Lochkarten, die das jeweilige Ventil »anwählen«

und einen bestimmten Ton erzeugen. Orgeln mit Stiftwalzen soll es schon im alten Ägypten gegeben haben, Anfang des 20. Jahrhunderts hat das Lochband sie abgelöst.

HAT DER BESUCHER das Innenleben der Instrumente erst einmal verstanden, macht ihr Klang gleich noch mehr staunen. Eines der Lieblingsstücke des Sammlers stammt aus Berlin. Die Stadt war neben Waldkirch im Schwarzwald das deutsche Zentrum der Drehorgelbauer. »Diese Drehorgel ist zwar erst 60 Jahre alt, spielt aber tolle Arrangements Berliner Art«, sagt Meyer und lässt die kessrefrechen Melodien erklingen. Mechanische Instrumente waren im 19. Jahrhundert in den vornehmen Salons von Adel und Bürgerum beliebt, ihre Popularität begann jedoch zuvor auf der Straße: Nach dem Krieg zwischen Österreich und Preußen Mitte des 18. Jahrhunderts erhielten viele Kriegsinvaliden einen Leierkasten überlassen, mit dem sie für ihr Auskommen sorgen sollten. So wurde die Drehorgel schließlich zum Bettelinstrument. Während Meyer erzählt, beginnt er zu spielen – mit dem linken Arm: »Ein seltenes Exemplar, Linksdreher. Für Menschen, deren rechter Arm amputiert war.«

DER RUNDGANG ENDET im Kuriositätenkabinett, das mit noch größeren Überraschungen aufwartet. Mit einer sogenannten »Singvogelserinette« versuchte man Mitte des 19. Jahrhunderts, Vögeln bestimmte Liedchen beizubringen. Auch ein schwarz glänzendes elektro-pneumatisches Welte-Klavier von 1920 gehört zu Meyers Schätzen. Setzt man die Mechanik in Gang, spielt es wie von Zauberhand. Die Musikstücke wurden anno dazumal von einem Pianisten aufgenommen – das Wissen um die Technik nahm der Klavierbauer jedoch mit ins Grab. In einer Vitrine liegt ein 100 Jahre altes Fotoalbum mit eingebauter Melodie, daneben ein dunkelhäutiger Mandolinenspieler in reiner Seide von 1895. Zu sehen gibt es auch ein musikalisches Nähkästchen von 1920, einen Weihnachtsbaumständer, der sich um die eigene Achse dreht und »Stille Nacht« spielt, eine Bonbondose mit Alarmsignal, falls ein Kind heimlich nascht. Und, und, und. Einfach wunderbar! Da könnte man glatt zum Sammler werden. ■ **KATHRIN WERNO**





Fotos: Städtische Sammlungen Freital

Das Wohnzimmer ins Schloss verlegt

Friedrich Pappermann stiftete den Städtischen Sammlungen Freital seine Welt der Kunst

DIE STÄDTISCHEN SAMMLUNGEN FREITAL auf Schloss Burgk, nur einen Katzensprung von der sächsischen Hauptstadt entfernt, wecken mit ihrer hochkarätigen Schau Dresdner Kunst der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer wieder Staunen. Deren Höhepunkt sind neun Gemälde von Otto Dix. Eine ganz besondere Ergänzung findet die Kollektion in der Stiftung Friedrich Pappermann. Diese seltene Regionalsammlung vereint Werke von Absolventen und Dozenten der Dresdner Kunstakademie, an der unter anderem Caspar David Friedrich, Oskar Kokoschka und nicht zuletzt Otto Dix wirkten.

RUND 40 JAHRE hat Friedrich Pappermann (1909–1995) Werke der Künstler seiner Heimatstadt gesammelt. Der gelernte Exportkaufmann, der als Prokurist und kaufmännischer Direktor tätig war, besaß schließlich rund 300 Gemälde und 1.200 Grafiken. Etwa ab 1954 begann er systematisch zu sammeln. Schon früh begeisterte Pappermann sich für die Romantiker, dessen prominentester Vertreter Caspar David Friedrich ab 1798 in Dresden gelebt und gelehrt hatte. Da der Star der Frühromantik für den enthusiastischen Sammler jedoch finanziell unerreichbar war, erwarb er zahlreiche Werke von Künstlern aus dem Kreis um Friedrich und von dessen Nachfolgern. Es ist ein schöner Zufall, dass eines der wichtigsten Bilder der Stiftung, der vom Friedrich-Verehrer Ernst Ferdinand Oehme gemalte »Rabenauer Grund im Frühling«, obendrein ein Hohelied auf die Freitaler Gegend ist.

SEIN ZWEITES AUGENMERK legte Pappermann auf die sogenannte Stilkunst um 1900. Nach französischem Vorbild bildeten sich in Deutschland Künstlerkolonien. Im idyllischen Örtchen Goppeln südwestlich von Dresden entwickelte sich rasant eine

Freilichtmalerei, deren Charme sich Pappermann nicht entziehen konnte. Zeitweise arbeitete auch Gotthard Kuehl in Goppeln, der – geschult am französischen Impressionismus – ab 1895 als Professor und Mitglied des Rates der Akademie für neuen Wind im Kunstleben an der Elbe sorgte. Von dem für seine Dresden-Ansichten bekannten Kuehl-Schüler und Spätimpressionisten Fritz Beckert erwarb Pappermann sogar 14 Werke. Ausschlaggebend war mit Sicherheit, dass Künstler und Sammler seit den 50er-Jahren eine enge persönliche Bekanntschaft pflegten. Pappermann selbst zitierte gern Beckerts Ausruf: »Ich bin berühmt, ich bin teuer – aber nicht für Sie!« Ein guter Teil der Ankäufe gelang Pappermann dank seines Gespürs für günstige Situationen und vieler guter Beziehungen.





Malerwelten: Die Werke »Tiberlandschaft« von Ferdinand Pauwels (links), »Lastträger an der Wolga« von Robert Sterl, »Landschaft« von Erich Fraaß und »Straße in Frankenhausen« von Werner Haselhuhn zeigen vier Generationen der Dresdner Kunstakademie. Jeder Meister war Schüler des vorherigen.

SO KAM AUCH das große Konvolut des aus Antwerpen stammenden Ferdinand Pauwels in die Sammlung. Insgesamt 16 Werke erwarb Pappermann von einer Enkelin und rettete den Künstler, der einst unter anderem Max Liebermann ausbildete und 1876 nach Dresden berufen wurde, vor dem Vergessen. Von Pauwels ausgehend, lässt sich eine besondere Vorliebe Pappermanns erkennen: Er hatte Spaß daran, sogenannte Lehrer-Schüler-Ketten zusammenzutragen. Der Sammler erwarb Werke von Robert Sterl, von Pauwels ausgebildet, dem späteren Sterl-Schüler Erich Fraaß und schließlich vom heute noch lebenden Werner Haselhuhn, der einen Teil seiner Ausbildung bei Fraaß absolviert hat. An solchen Serien verfolgte Pappermann, wie sich die Stile im Laufe der Generationen veränderten und die Spuren der Lehrmeister verloren gingen.

TROTZ SYSTEMATISCHER ANSÄTZE blieb die private Kollektion den Leidenschaften des Sammlers treu und weist daher im kunsthistorischen Sinne »Versäumnisse« auf, die Pappermann rückblickend zum Beispiel bezüglich des Expressionismus einräumte. Auch die gleichgeschaltete Kunst des Dritten Reiches und die offizielle Staatskunst der nachfolgenden DDR fand beim humanistisch gebildeten Bäckersohn keine Basis. Unter seinen Zeitgenossen interessierten ihn meist nur Werke von befreundeten Künstlern. Diese wenigen Ankäufe bewirkten dennoch, dass die Sammlung maßgebliche Strömungen der Dresdner Kunst bis in die Gegenwart widerspiegelt.

ÜBER DIE ZEIT GEBRACHT – das war unter DDR-Verhältnissen nicht selbstverständlich – hat Pappermann seine Sammlung in einer Vier-Zimmer-Wohnung in Dresden-Blasewitz. Einer Galerie gleich hingen an jeder verfügbaren Wand Bilder dicht an dicht, in den Schränken stapelten sich Grafiken und Skizzenbücher. Schon in den 70er-Jahren entschied Pappermann, dass seine Sammlung nach seinem Tod der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollte. Wegen des identischen Profils mit den Städtischen Sammlungen Freital war Pappermann dort für eine Reihe interessanter Ausstellungen schon einige Zeit begehrter Leihgeber und Berater.

ANFANG DER 90ER-JAHRE ließen Umbauarbeiten eine kühne Idee Wirklichkeit werden: Pappermanns Wohnzimmer zog ins Schloss Burgk! Gemeinsam hatten die Museumsmitarbeiter und der Sammler eine Präsentation erarbeitet, die an die häusliche Situation Pappermanns anknüpfte. Etwa 200 Bilder sind in Kabinetten ebenso dicht wie ehemals in den Wohnräumen angeordnet. Um den persönlichen Charakter zu unterstreichen, stiftete Papper-

mann antike Möbel und Porzellan aus Familienbesitz. Freilich folgt diese Inszenierung einem musealen Konzept. Anders als beim Sammler daheim, wo Größe und Rahmen entscheidend waren, bildet die Chronologie der Kunstgeschichte vom Klassizismus bis zur Gegenwart den »roten Faden« in der Ausstellung. Durch diese Ordnung sind die Entwicklungslinien der Dresdner Akademie seit ihrer Gründung 1764 transparent geworden.

IN DER IHM NOCH verbleibenden Zeit machte Friedrich Pappermann vielen Besuchern die Freude, sie in seinem »zweiten Wohnzimmer« zu führen. In seinem »ersten Wohnzimmer« blieben derweil die neu geweißten Wände keineswegs leer. Der Sammler füllte sie mit Werken älterer Italiener, Niederländer und Belgier sowie auch einiger Deutscher. Diese kamen leider nicht nach Freital. Das tut aber der unverwechselbaren Aura der Stiftung Friedrich Pappermann keinen Abbruch. ■

INGRID KOCH

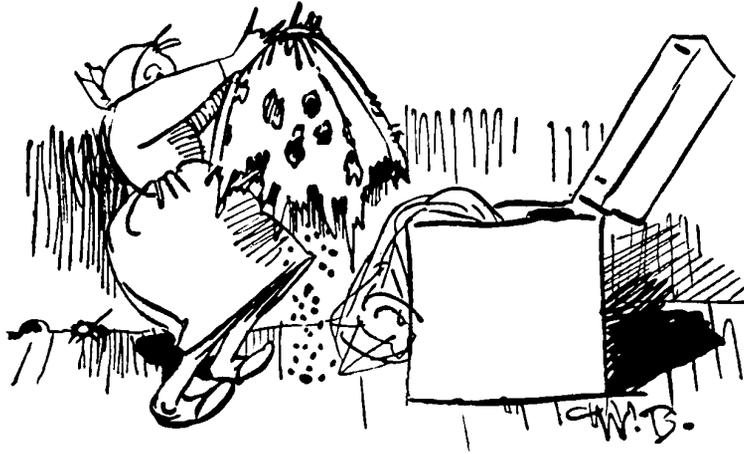
Sammlerwelten: In der Ausstellung auf Schloss Burgk sieht es heute fast so aus wie ehemals bei Friedrich Pappermann (S. 14) zu Hause.



Bewahren



Mit Geburtsurkunde und weißen Handschuhen



»SO VIEL BUSCH WIE NIE« BEGEGNET UNS IN DIESEN MONATEN IN DEUTSCHLAND. DENN DER MALER, ZEICHNER, DICHTER UND DENKER WILHELM BUSCH WURDE VOR 175 JAHREN GEBOREN. GRUND GENUG, IHN UND SEINE GROSSARTIGE KUNST IN ZAHLREICHEN AUSSTELLUNGEN ZU EHREN.

DR. HANS JOACHIM NEYER, DIREKTOR DES WILHELM-BUSCH-MUSEUMS IN HANNOVER, KOMMENTIERT ANHAND DER BEDEUTENDSTEN WERK-SAMMLUNG DES KÜNSTLERS FÜR DAS MUSEUMSMAGAZIN IM FOLGENDEN SEHR PERSÖNLICH DIE MUSEALE AUFGABE DES BEWAHRENS VON EXPONATEN.

Jedes Objekt, das ins Museum kommt, wird aufmerksam empfangen. Es erhält eine Urkunde, die – wie bei der Geburt eines Kindes – Künstlernamen, Entstehungszeit, Geburtsort, Größe und Gewicht aufführt und weitere nützliche Informationen für Wissenschaftler und Ausstellungsmacher zusammenfasst. Diese Daten stehen auf Karteikarten oder »im Netz« und helfen, die Kunst vor dem Vergessen zu bewahren. Erst nach dieser sogenannten Inventarisierung wird das Kunstwerk mit weißen Handschuhen in die Werkstatt getragen, wo der Restaurator es für den Verbleib im Depot oder für die Ausstellung im Museum präpariert.

Kunst kann furchtbar fragil sein, vor allem alte Kunst und Kunst auf Papier, wie Karikaturen und kritische Grafik. Papier scheut Tageslicht und abrupten Klimawechsel. Am besten lagert Papier im Dunkeln bei konstanter mittlerer Luftfeuchtigkeit. Bei Ausstellungen werden die Fensterläden ge-

schlossen, das Kunstlicht gedimmt und Hygrografen aufgestellt, um die Luftfeuchtigkeit zu messen. Für Wanderausstellungen und Leihgaben werden Klimakisten gebaut, die durchgehend gleichbleibende Bedingungen für die empfindlichen Exponate garantieren. Vor der Verpackung werden Protokolle angefertigt, die nach der Rückkehr eines Kunstwerks die Zustände vor und nach der Ausleihe vergleichbar machen. Schäden werden der Versicherung gemeldet und in der eigenen Werkstatt behoben oder von Spezialisten restauriert.

Streng genommen widerspricht der Auftrag »Bewahren« zwei anderen Aufgaben des Museums: dem Ausstellen und dem Forschen. Aber ein Werk, das dauerhaft der Öffentlichkeit vorenthalten und nie präsentiert wird, ist bereits vergessen. Es klingt paradox, doch Bewahren bedeutet immer auch, die Lebenszeit der Kunst verkürzen. Ausstellen, um zu bewahren. Forschen und Veröffentlichen, um der Öffentlichkeit Kenntnis zu geben von dem, was zu bewahren ist – so lange wie möglich.

Größte Sorgfalt gilt der Ausstellungsvorbereitung. Bilder werden verglast, um die Leinwand zu schützen. Rahmen stehen auf schonenden Gummipolstern, bevor sie an die Wand gehängt werden. Täuschend ähnliche Faksimiles vertreten die Originale, deren »Aura« nur begrenzte Zeit von Kunstliebhabern genossen werden kann. Von der Sicherheit für die originalen – und damit unwiederbringlichen – Objekte ganz zu schweigen. Darüber redet niemand im Museum öffentlich, aber alle geben stets ihr Bestes, um die Kunst für künftige Generationen zu bewahren.



Gepresst für die Ewigkeit

Das Jura-Museum in Eichstätt zeigt uralte Tierversteinerungen – und »quicklebendige Fossilien«, die die Evolution bewahrt hat



Vorgänger ...: Der Urvogel Archaeopteryx und ein Schnabelfisch, stolze 150 Millionen Jahre alt.

Fotos: Jura-Museum Eichstätt

ES WAR EIN UNFALL, die Ursache bis heute ungeklärt. Vor rund 150 Millionen Jahren stürzte der Urvogel Archaeopteryx in eine Lagune im Jura-Meer. Schnell sank er ab, tiefer und tiefer. Zunächst war das Wasser noch gleich salzig wie überall im Meer, doch je weiter der etwa 30 Zentimeter große Vogel sank, desto salziger und lebensfeindlicher wurde es. Schließlich erreichte der ertrunkene Vogel den Boden. Kein Aasfresser und keine Bakterien konnten dem Tier hier in der Tiefe mehr zusetzen. Im Lauf der Zeit wurde es vom Kalk und Staub des Meeresbodens bedeckt. Gepresst. Zu Stein gebacken.

GENAU SO LIEGT ER heute im Archaeopteryx-Saal des Jura-Museums der bayerischen Bischofsstadt Eichstätt vor uns. Wegen seiner Seltenheit ist das Fossil vielleicht das eindrucksvollste Exponat des Naturkundemuseums. Die zwei dünnen Reliefs aus Solnhofener Plattenkalk mit dem feingliedrigen Abdruck des Urzeitvogels zeigen eines von weltweit nur zehn Exemplaren dieses Zwischenwesens, das den evolutionären Übergang vom Reptil zum Vogel belegt. Unter den Spots der Vitrinenbeleuchtung sieht man deutlich, dass das Skelett des ältesten bekannten Vogelfossils noch große Ähnlichkeit mit dem der zweibeinigen Raubdinosaurier aufweist. Die lange Schwanzwirbelsäule, die Krallen an den Flügeln, der bezahnte Kiefer, die Bauchrippen – sie bestätigen seine Verwandtschaft mit den Reptilien. Und doch kann man an den Abdrücken, die sich im Stein erhalten haben, ablesen, dass der Archaeopteryx schon ein Gefieder hatte. Seine asymmetrischen Schwungfedern beweisen, dass er ein aktiv fliegender Vogel war.

WENN DIE MUSEUMSLEITERIN Martina Kölbl-Ebert die Geschichten »ihrer« Exponate erzählt, beginnen die Fossilien zu leben. Um die zu Stein gehärteten Gerippe legen sich fast unmerklich Schicht um Schicht Fleisch, Haut, Schuppen oder Gefieder. Die Geologin und Paläontologin will die Tiere möglichst plastisch werden lassen. Neben den Ausstellungsstücken sieht man immer wieder Modelle, die zeigen, wie die Urzeitbewohner ausgesehen haben könnten. Dieser Ansatz ist in der Forschergemeinde nicht unumstritten, denn ein Modell gilt nur als eine Interpretation, eine Vermutung – das sei nicht wissenschaftlich, lautet der Vorwurf einiger Experten. Doch Kölbl-Ebert will, dass sich auch Museumsbesucher ohne Vorwissen ein Bild machen können. »Und dafür muss eben Fleisch

opteryx finden sich Insekten, die mit zwei oder vier Chitinhäutchen und aufgrund ihres hohen Luftwiderstands in der Luft quasi »schwimmen«. Schmetterlinge, die mit großen bunten Flügeln segeln. Fledermäuse, die ihre Schwingen ausbreiten und vom Echolot geleitet durch die Nacht flattern. Flugsaurier, die sich auf Häuten zwischen dem Körper und den Armen in die Luft schwingen konnten. Und schließlich die Vögel, die, wie der Archaeopteryx, mit einer geringen Zahl von asymmetrisch geformten Schwungfedern fliegen.

IM WAHRSTEN SINNE des Wortes lebendig werden die Versteinerungen aus dem Jura-Meer nur wenige Schritte weiter im Aquariumsraum. In sechs Becken tummeln sich »lebende Fossilien«, die die Evolution schlichtweg übersehen hat. Perlboot, Pfeilschwanz oder Knochenhecht – als munter schwimmende Überbleibsel aus der Urzeit haben sie extrem starke Ähnlichkeit mit ihren Vorfahren, die zu Stein erstarrt sind. »Es war ein genialer Gedanke meiner Vorgänger, die Aquarien mit den lebenden Fossilien einzurichten«, freut sich die junge Museumschefin. Denn so kann der Besucher erkennen, wie die Natur ihre erfolgreichen Baupläne über ewige Zeiten bewahrt hat.

DIE BECKEN SCHLAGEN eine Brücke von fossilen zu heutigen Fischarten. In nur einem Meter Abstand schwimmt beispielsweise ein prächtiger Nautilus neben der Versteinerung seines rund 150 Millionen Jahre älteren Bruders. Im Aquarium daneben scharen sich zahllose farbenfrohe Korallenfische rund um ein künstlich angelegtes Korallenriff. Im Vergleich mit den fossilen Vorfahren wird deutlich, dass die Natur für die Anforderungen ähnlicher Lebensräume immer wieder ganz ähnliche Formen entwickelt hat. Der großmäulige, orange gestreifte Ringkaiserfisch etwa gleicht seinem urzeitlichen Doppelgänger Eomesodon bis auf die Flossenspitzen, obwohl sie nicht verwandt sind.

IM GEGENSATZ ZU den fossilen Exponaten, die – einmal aus dem Stein heraus präpariert – so gut wie nie konservatorisch oder restauratorisch bearbeitet werden müssen, um sie museal zu bewahren, ist die Pflege des Urzeit-Aquariums sehr aufwendig. Ein Mitarbeiter ist täglich damit beschäftigt, die Wasserchemie zu kontrollieren, das Wasser zu wechseln, das Becken zu reinigen und



Nachfahren ...: Der schwimmende Knochenhecht hat seinen fossilen Vorgänger, den Schnabelfisch, scheinbar fest im Blick. Auch der Ringkaiserfisch gleicht seinem urzeitlichen Doppelgänger bis auf die Flossenspitzen.

an die Knochen«, findet sie. Der Effekt gibt ihr recht: Durch die Gegenüberstellung von Modell und Versteinerung bleiben Besucher viel länger vor den Fossilien stehen und schauen, mit der erwachenden Lust des Entdeckens, genauer hin.

ANHAND VON FOSSILIEN, Modellen und Experimenten erklärt die Museumsleiterin den Besuchern auch die meisterhaften Konstruktionspläne der Natur, die zum Beispiel perfekt ganz verschiedene Arten des Fliegens entwickelte. In den Vitrinen neben dem Archae-

opteryx die Tiere zu füttern. Da gerade Korallen äußerst sensibel auf Veränderungen reagieren, muss das fragile Gleichgewicht im Wasser ständig im Auge behalten werden. Doch die Mühe lohnt. Viele Besucher sind überrascht, in einem Museum, in dem sie Fossilien erwarten, lebende Tiere vorzufinden. Doch der Vergleich von heutigen Arten mit dem, was die Versteinerungen uns von längst vergangenen Erdperioden erzählen, macht im Jura-Museum schnell klar: Die Paläontologie ist viel mehr als nur die Wissenschaft von toten Steinen. ■

MONIKA DREYKORN



Kaffeesäcke und Kautschukballen: Die Ausstellung erweckt den Eindruck, als würde im Speicher noch immer gearbeitet werden.

Fotos: Speicherstadtmuseum Hamburg (4) / Ebe und Flut, Hamburg (2) / Johannes Schmitt-Regge

Letzte Zeugen des Quartiers

Das Hamburger Speicherstadtmuseum erzählt die Geschichte des einstigen Handelsviertels

DER SÜSSE DUFT von Früchtetee liegt in der Luft. Auf knarrenden Holzdielen und unter schweren Deckenbalken findet man sich im Speicher eines über 100 Jahre alten Lagerhauses wieder, sobald man durch die schwere Eisentür getreten ist. Teekisten und Holzfässer stapeln sich neben Kautschukballen und Kaffeesäcken. Etlliche Warenproben und allerlei Handwerkszeug erwecken den Eindruck, als habe hier ein Quartiersmann – der die angelieferten Waren zwischenlagert, bemustert und veredelt – seine Arbeit gerade erst niedergelegt, um sich eine Pause zu gönnen. Doch dieser Speicher wird längst nicht mehr als Lagerraum genutzt.

IM HERBST 2006 hat die Quartiersmanns-firma Adolf Thiede, als letzte der Zunft, die Speicherstadt verlassen. Damit schloss sich ein Kapitel Hamburger Geschichte. Nun erzählt das Speicherstadtmuseum, durch dessen Räume der fruchtige Tee-geruch zieht, im einstigen Handelsviertel von einer endgültig vergangenen Epoche. Die Ausstellung dokumentiert die bewegte Historie des größten Lagerhauskomplexes der Welt, präsentiert Waren und Werkzeuge und veranschaulicht die Arbeit der Quartiers- und Hafenleute.

DIE AUTHENTISCHE UMGEBUNG und die vielen Originalgegenstände sorgen für eine besondere Atmosphäre. Auf der Reise durch die Hoch-Zeit der Speicherstadt lassen sich mancherlei Kuriositäten und überraschende Geschichten entdecken. Ein Zampel etwa,

ein kleiner Schultersack, in dem Arbeitskleidung und -geräte transportiert wurden. Oder ein Kaffeeteng, mit dem man sich zum »Fofftein« (15-minütige Pause) niederließ, wenn man nicht in eine der »Kaffeeklappen« (Kantinen) einkehrte. Und wer weiß schon, dass sich der Begriff »Stichprobe« von den spitzen Werkzeugen ableitet, mit dem in den Lagern Säcke angestochen wurden, um die Ware auf ihren Gehalt zu testen?

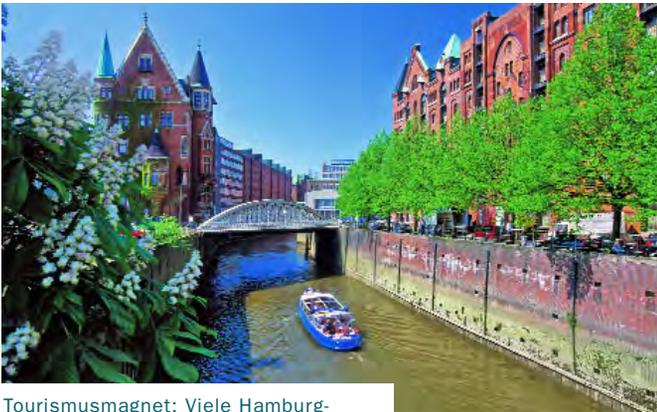




Engagiert: Museumsleiter Henning Rademacher.

ZU ALLEN EXPONATEN pflegt Museumsleiter Henning Rademacher ein enges und persönliches Verhältnis. Er hat die Objekte im Lauf der Zeit gesammelt und hütet sie wie kleine Zöglinge. Sein Lieblingsobjekt ist das Modell des brasilianischen Dampfers »Itaité« der Reederei »Lloyd Brasileiro«, denn Rademacher ist selbst zwölf Jahre zur See gefahren, sogar mit Kapitänspatent. Er ist sozusagen der

letzte Seemann des Viertels. »Ich bin hier einfach hängen geblieben«, sagt der ehemalige Weltenbummler. Während eines Volontariats beim Museum der Arbeit betreute er 1988 und 1989 die temporäre Ausstellung »Speicherstadt – Arbeitsort und Baudenkmal seit 100 Jahren«. Schon damals hatte er mit dem Gedanken gespielt, diese dauerhaft für Besucher zugänglich zu machen. Sechs Jahre später war es schließlich so weit, das Speicherstadtmuseum öffnete seine Pforten als private Außenstelle des Museums der Arbeit.



Tourismusmagnet: Viele Hamburg-Besucher bestaunen die Speicherstadt bei einer Hafenrundfahrt.

DIESE ENTSCHEIDUNG war zweifelsohne ein risikoreicher Schritt. Der alte Speicher am St. Annenufer musste gereinigt, renoviert und aufwendig umgebaut werden. Das Vorhaben erschwerten nicht nur die eiskalten Wintertage des Jahres 1995, sondern auch Ungeziefer und Mäuse, denen die übrig gebliebenen Waren und Lebensmittelreste im Lagerraum paradiesische Bedingungen schufen. Henning Rademacher verschweigt nicht, dass es einiger Ideen

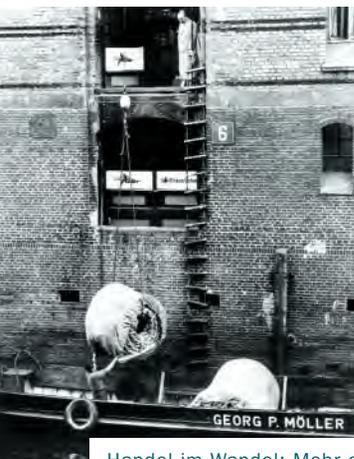
bedurfte, um den Speicher als anerkanntes Haus in der Hamburger Museumslandschaft zu etablieren. Sonderausstellungen und eine Reihe außergewöhnlicher Veranstaltungen locken neugierige Landratten, Schulklassen und Touristen in die etwas versteckt liegenden Räume hoch über den Fleeten.

WER AUS DEN FENSTERN schaut, blickt auf imposante neugotische Backsteinbauten. Diese sogenannte »Schatzkästchenarchitektur« sollte versinnbildlichen, dass es sich nicht um profane Speicher handelte, sondern dass hier hochwertige Waren gelagert wurden. Die Lagerhäuser waren von Beginn an Symbol für die hanseatische Wirtschaftskraft und galten für Hamburg stets als großes Privileg. Ungeachtet der sozialen Katastrophe, dass zu Baubeginn im Jahr 1885 mehr als 24.000 Menschen ihr Zuhause verloren, weil mehrere intakte Wohnviertel den Vorstellungen der Stadtplaner weichen mussten. Als Hamburg 1888 in die deutsche Zollunion eingegliedert wurde, entstand der zollfreie Freihandelsbezirk in der Speicherstadt.

MEHR ALS 100 JAHRE florierte auf den Elbinseln Kehr wieder, Brook und Wandrahm der Handel mit Weltstädten – Buenos Aires, Moskau oder Shanghai. Doch der Fortschritt blieb vor den Toren der Speicherstadt nicht stehen. Der Massengüterumschlag an den Containerterminals hat die Arbeit in den Speichern längst verdrängt. Kraftverkehr und Gabelstapler ersetzen heute die Schuten und hydraulischen Winden von einst. Das seit 1990 unter Denkmalschutz stehende Quartier wandelt sich. Die Mieten steigen kontinuierlich und immer mehr Speicher werden für schicke Werbeagenturen oder Medienfirmen umgewandelt. »Das ist jetzt der neue Trend«, bestätigt Henning Rademacher schulterzuckend. Vis-a-vis entsteht die HafenCity, Hamburgs neuer Stadtteil in feinsten Elbufer-Lage.

DER STRUKTURWANDEL KÖNNTE eines Tages auch das Speicherstadtmuseum treffen. Eine Um- oder Neuplanung würde wohl das Ende des Museums bedeuten: »Ich wüsste nicht, wohin.« Die Sammlung wäre ohne die authentische Kulisse auch nur noch die Hälfte wert. Vorerst wirtschaftet Rademacher unbeirrt weiter auf eigene Kosten, um das letzte Stück der ursprünglichen Speicherstadt zu bewahren. Auch wenn das nicht immer leicht fällt, ist der Museumsleiter bis heute froh über seinen Entschluss: »Ich will mein eigener Herr sein«. Als sich die schwere Eisentür öffnet und zwei weitere Besucher durch die süße Fruchtwolke das Museum betreten, huscht ein stilles Lächeln über seine Lippen. ■

JOHANNES SCHMITT-TEGGE



Handel im Wandel: Mehr als 100 Jahre wurden im größten Lagerhauskomplex der Welt hochwertige Waren umgeschlagen.



Fotos: Hans-Peter Heikens (3) / Ostfriesisches Landesmuseum Emden – Gwerdolin Schwarz, Berlin (3)

Der Einzigartige

Im Ostfriesischen Landesmuseum Emden arbeitet Deutschlands letzter Rüstmeister

DIE AUGEN HUSCHEN in Windeseile über das Waffenrohr. Roy Müller ist mit Akribie am Werk. Rostflecken lassen sich leichter entfernen, wenn man sie zunächst mit Leinöl einreibt. Konnte das Öl seine Zeit einwirken, nimmt Müller ein Stahlschwämmchen zur Hand. Und das ist wiederum ein besonderes – getränkt mit dem Universalöl Balistol und bestäubt mit Bimsmehl. Müllers Mittel gegen Rost. »Das Mehl muss eine feine Körnung haben, damit ich keine Riefen hinterlasse«, erklärt der 40-Jährige und hält das alte Eisen unters Licht. Eine Bürste hilft, wenn die Ritzen in Holz und Metall mit jahrhundertealtem Schmutz verklebt sind. Mit dem filigranen Schaber aus Müllers Arbeitsbesteck sind auch tiefe Furchen zu erreichen. Nach und nach blitzt und blinkt das Luntenschlossgewehr wie neu. Dabei hat es fast unvorstellbare 500 Jahre auf dem eleganten Buckel. Doch es erfreut sich der intensiven Pflege von Roy Müller. Denn der ist Rüstmeister. Rüstmeister von Emden – der einzige Deutschlands.



Scharfes Auge: Rüstmeister Roy Müller hat die zweieinhalbtausend Waffen der Rüstkammer stets im Blick. Mit Akribie und Feingefühl pflegt und bewahrt er das Vermächtnis seiner Stadt.

ES WAR GRAF JOHANN VON OSTFRIESLAND, der dem Emdener Magistrat anno 1576 erlaubte, den Büchschützen Peter Staell als Rüstmeister einzustellen. Die Zeiten waren unruhig. Der Hafen Emdens war in den 60er- und 70er-Jahren des 16. Jahrhunderts der größte Nordwesteuropas. Stetige Konflikte in den benachbarten Niederlanden und Fehden mit Freibeutern zwangen den Magistrat, eine Rüstkammer aufzubauen, die ab 1582 – vor genau 425 Jahren – im Dachgeschoss des 1572 bis 1574 neu erbauten Rathauses eingerichtet war. Fortan hatte sich ein Offizier der Stadtverteidigung um das Waffenarsenal Emdens zu kümmern. Doch die zahlreichen Schwerter, Gewehre und Rüstungen wurden nur wenige Jahrzehnte zur aktiven Verteidigung genutzt. Fortschreitende Technik machte den vorhandenen Fundus bald unmodern und zum Kampf ungebräuchlich. Seinen repräsentativen Wert hingegen verlor er nicht.

DAS IST BIS heute so geblieben. Der ungewöhnlichen Pracht und Herrlichkeit der Sammlung verdankt Roy Müller seinen Job. Obwohl es eigentlich umgekehrt ist, denn ohne Müllers täglichen Fleiß wären die Stücke heute längst nicht mehr so funkelnd in Schuss. Der Rüstmeister der Gegenwart ist damit beauftragt, die Schätze der Vergangenheit für die Zukunft zu bewahren. Angesprochen auf seinen Beruf muss Roy Müller lachen, denn das wird er natürlich oft gefragt: »Ich sage dann immer, dass ich ja gar kein richtiger Meister bin, sondern die Stadt Emden diese schöne Bezeichnung eben seit dem 16. Jahrhundert in ihren Gehaltslisten führt. Ich arbeite in erster Linie konservatorisch mit den historischen Waffen, um sie zu erhalten.« Neudeutsch würde man ihn Metallrestaurator nennen. Doch wie klinge das, im Angesicht der langen Geschichte seines Arbeitsplatzes?

SCHON AB 1625 durften Reisende die üppige Sammlung der Emdener Rüstkammer bewundern. Sie beherbergte die Pikenierharnische der einfachen Soldaten ebenso wie die Trabharnische der Offiziere und der angesehenen Bürger. Hier waren Säbel und Schwerter aus den berühmten Waffenschmieden in Passau und Solingen untergebracht, kunstvoll verzierte Hellebarden und mächtige Zweihänder, Wallbüchsen und eine überaus stattliche Anzahl an Luntenschlossmusketen, später auch Kuriositäten und Fremdländisches von unbekannter Herkunft. »Effektiv aufgestellt – wie in einem Raritätenkabinett«, so beschrieb der Bücherfreund Zacharias Konrad Uffenbach die Rüstkammer nach einem Besuch im Jahre 1710.

ALS DIE STADT 1744 ihre Eigenständigkeit verlor und die Verteidigung des Gemeinwesens die Aufgabe der preußischen Armee wurde, wuchs das Waffenarsenal nochmals. Bürger übergaben kostbare Jagdwaffen mit seltenen Gewehrverschlusskombinationen. 1852 wurden die Gerätschaften der Emdener Bürgerwehr aufgenommen und auch Beutewaffen aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 kamen hinzu. Der Tatsache, dass die Emdener Rüstkammer aus alltäglichen Bedürfnissen entstand und dadurch nur Gebrauchsgegenstände versammelte, verdankt sie heute ihre große kulturgeschichtliche Bedeutung.

FÜR DEN »MODERNEN« Rüstmeister gibt es alle Hände voll zu tun. Nach der Neukonzeption des Ostfriesischen Landesmuseums Emden sind in der Rüstkammer jetzt gut 850 Stücke zu sehen. Die Dauerausstellung zeigt in erster Linie Waffen des 16. und 17. Jahrhunderts. Angelehnt an den Magazincharakter und die Aufbewahrungsarten eines Waffenzeughauses, aber übersetzt in unsere Museumsgegenwart, werden die Harnische und Waffen offen – fast schwebend – präsentiert. Die Objekte verschwinden nicht hinter Vitrinenglas, sondern treten dem Besucher unmittelbar entgegen, im übertragenen Wortsinn ist es eine Ausstellung zum Anfassen. Roy Müller schmunzelt: »Es kommt natürlich immer wieder vor, dass Besucher die Waffen berühren wollen. Das sind eher die Erwachsenen als die Kinder. Da Handschweiß aber sehr salzhaltig ist, entwickelt sich auf den alten Stücken schon in wenigen Stunden Flugrost und daraus entstehen die gefürchteten Rostnarben.« Einmal eingefressen, zerstören sie ein Stück der Oberfläche unwiederbringlich.

DER ÜBERWIEGENDE TEIL der Sammlung lagert im klimatisierten Depot. Ständiges Augenmerk ist dort für den gelernten Schlosser unerlässlich. Schäden müssen erkannt, fotografisch dokumentiert und behoben werden. Das bedeutet geduldige Feinarbeit, denn Zerlegung, Reinigung und Reparatur einer komplexen Waffe beanspruchen schon mal gut eine Woche Zeit. Auch Einfallsreichtum ist gefragt: »Ich hab' schon Tierknochen ausgekocht«, erzählt Roy Müller gut gelaunt. »Die kann man prima für kleine Restaurierungen verwenden.« Dass das legitim ist, darf man dem gebürtigen Emdener getrost glauben. Der Mann weiß genau, was er tut. Als Rüstmeister ist er Herrscher über zweieinhalbtausend Waffen. Und er bewahrt das Vermächtnis seiner Stadt. ■

SILKE ARENDS-VERNHOZ



Schutt und Asche: Die Schlacht bei Lützen, zeitgenössisch interpretiert von Matthäus Merian.



Fotos: Museum Lützen (4) / Livrustkammaren Stockholm / Jörg Wachtel

Der König ist tot. Es lebe der König!

Das Museum im Schloss Lützen untersucht die Kraft der Erinnerung an den berühmtesten Toten der Stadt: Gustav II. Adolf von Schweden



Ruhm und Ehre: Gustav Adolfs eichledernes Koller, das er in der Schlacht 1632 trug, ist bis heute erhalten.

FEUER UND LÄRM, so weit das Auge reicht und die Ohren hören können. Die Bürger von Lützen kämpfen gegen lodernde Flammen, die ihre Häuser zerschmelzen, retten ihr spärliches Hab und Gut oder einfach nur das nackte Leben. Vor den Stadtmauern tobt eine blutige Schlacht – sie wird als eine der berühmtesten Gefechte des Dreißigjährigen Krieges in die Geschichtsbücher eingetragene. Denn auf den nebligen Feldern bei Lützen stehen sich inmitten ihrer Truppen zwei ganz Große gegenüber: Feldherr Albrecht von Wallenstein, im Dienste des katholischen Habsburger-Kaisers, und König Gustav II. Adolf von Schweden, Verbündeter der geschwächten deutschen Protestanten. Am Ende ist das Unfassbare geschehen: Die Schweden haben den Sieg errungen, doch der König ist tot. Niedergestreckt von Schüssen aus nächster Nähe, die ihn das Leben kosten – und zugleich unsterblich machen. Es ist der 6. November 1632.

NOCH AUF DEM SCHLACHTFELD erwacht der Mythos des wohl mächtigsten Schwedenkönigs aller Zeiten. Dass er die Jahrhunderte überdauert hat, hätte den geschickten Selbstinszenierer Gustav Adolf höchst zufriedengestellt. Kaum ist sein letzter Atem



Gedenken und Sammeln: Zahlreiche Gemälde zeigen den Erinnerungskult des 19. Jahrhunderts.

Der Lützener Kaufmann Oskar Planer (1854 – 1931) besaß mehrere Gustav-Adolf-Sammlungen – und war zugleich schwedischer Vizekonsul.

ausgehaut, berauben die Feindlichen den toten Herrscher. Sein elchledernes Koller, das die Todesspuren von zwei Kugeln und mehreren Degenstichen trägt, wird dem Kaiser umgehend als Trophäe nach Wien übersandt. Alles andere rafften die erschütterten Königstreuen zusammen: Hemden, Strümpfe und Laken, den Sattel mit den Pistolen und sogar das Fell seines Pferdes werden zusammen mit dem Leichnam nach Schweden geschafft. Reliquien gleich werden sie in der Rüstkammer des Stockholmer Schlosses aufbewahrt, bis heute. Bezeichnend: Gustav Adolf hatte die Räumlichkeiten schon zu seinen Lebzeiten als Museum bestimmt und einige Stücke gestiftet, die ihn als Helden nach seinem Tode weiterleben lassen sollten.

AUCH SEINEN EINTRITT in den Dreißigjährigen Krieg im Frühsommer 1630 ließ der König von einer groß angelegten Propagandakampagne begleiten: Als »Löwe aus Mitternacht«, als Retter des deutschen Protestantismus und der Freiheit für die deutschen Länder vor dem katholischen Kaiser ließ er sich feiern. Für Schweden, dem der 35-jährige Gustav Adolf in 18 Regierungsjahren dank zahlreicher Reformen, Auseinandersetzungen und Vertragsverhandlungen längst eine Vormachtstellung in Nordeuropa gesichert hatte, bot sich zudem die Möglichkeit, eigene Großmachtträume rund um die Ostsee zu verwirklichen.

AUF DEM SCHLACHTFELD bei Lützen, im heutigen Sachsen-Anhalt, stirbt nur der machtorientierte Realpolitiker. Der Märtyrer hingegen, der Kämpfer für Glauben und Überzeugungen, überdauert die Zeit. Im 19. und später im 20. Jahrhundert nehmen die Erinnerungen an ihn teils abstruse Formen an: Im deutschen Vormärz feiert man Gustav Adolf anlässlich seines 200. Todestages als Vorkämpfer der deutschen Freiheit. Es wird zur Errichtung einer erweiterten Gedenkstätte am Todesort in Lützen aufgerufen, der einst an die Todesstelle gewälzte Granitfindling allein scheint dem Großartigen nicht mehr angemessen. Ein von Karl Friedrich Schinkel entworfener gusseiserner Baldachin wird im Jahr 1837 aufgestellt. Zugleich erfolgt die Einrichtung eines »lebendigen Denkmals« der evangelischen Kirchen in Deutschland; die Gründung der Gustav-Adolf-Vereine – dem heutigen Gustav-Adolf-Werk. Mit Beginn des deutschen Kaiserreiches 1870/71 und dem Höhepunkt des Kirchenkampfes wird Gustav Adolf als Retter des Protestantismus vereinnahmt, von den politischen Gegnern aber auch als Zerstörer der deutschen Nation angeprangert.

DIE REGIERUNG DER DDR schließlich misst den Beziehungen zu einem neutralen Drittland – Schweden – so viel Bedeutung zu, dass sie die Restaurierung einer 1907 bei der Gedenkstätte errichteten Kapelle finanziert. Diese hatte ein schwedischer Mäzen gestiftet, bevor die in Göteborg beheimatete Lützenstiftung in den Jahren 1932 und 1982 am selben Ort schwedische Holzhäuser

bauen ließ, die heute als Eingangs- und Ausstellungsraum dienen. In all den Jahren ist die Gedenkstätte ein touristisches Ziel für Schweden und Finnen geblieben – Letztere hatten in der Schlacht 1632 starke Reiterverbände gestellt. Höhepunkt der Erinnerung an Gustav Adolf ist jedoch eine jährliche Feier am 6. November, bei der bis heute Geistliche, Offiziere und Vertreter dreier Länder in Lützen Kränze niederlegen.

DAS JAHR 2007 ist hinsichtlich der üppigen Erinnerungskultur wieder mal ein bedeutsames: 375. Todestag von Gustav Adolf, 175-Jahr-Feier des Gustav-Adolf-Werkes und 100-Jahr-Feier der Gustav-Adolf-Kapelle in Lützen sind gleich drei Gelegenheiten zum Memento mori des nun so lange aus der Welt Geschiedenen. Anlässlich dieser geballten Jubiläen und dank einer engen deutsch-schwedischen Zusammenarbeit gelang den Mitarbeitern des Museums im Schloss eine kleine Sensation: Für drei Monate werden das Koller, ein Hemd, die Strümpfe und der Degen aus der schicksalhaften Schlacht für eine Sonderausstellung nach Lützen zurückkehren. Neben ausgesuchten Exponaten wie Urkunden, Grafiken, Flugschriften, Büchern, Waffen, Münzen und Medaillen



Bewahren und Erinnern: Die Gustav-Adolf-Gedächtniskapelle wurde im Jahr 1907 an der Gedenkstätte in Lützen eingeweiht.

sollen sie die Kraft der Erinnerung, die seit so vielen Jahrhunderten gepflegt und bewahrt wird, aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchten. Auch das Museum Lützen präsentiert sich und seine Bestände in neuem Glanz. Beispielsweise werden die drei Wandteppiche aus der Gustav-Adolf-Kapelle restauriert. Sie werden auch nach der Ausstellung zu sehen sein. Seit der politischen Wende von 1989 bietet sich in Lützen erstmals die Möglichkeit, einen Blick auf Gustav Adolf zu werfen, der vor allem kritisch sein soll und sein darf. Wo Licht ist, ist auch Schatten. Der König ist tot, es lebe der König. ■

GABY KUPER

Widmungsd. 16. Aug. 95.

Liebe Gode!

Ich dankte mir auch Ihnen für die
sehr anerkennende Erwähnung, dass
nicht meine Verdienste, sondern Ihre
Freundlichkeit Ursache ist, dass ich
sind, und für die Erwähnung.

Die erste Ausgabe hat ich mir
sicherlich nie verschaffen, und die
~~erste~~, welche für den Verkauf mit
Ihrem Empfehlungsbüchlein, in guter
Übereinstimmung mit dem
Wort für die würdevollste Ausgabe
Wort für die würdevollste Ausgabe
Wort für die würdevollste Ausgabe
Wort für die würdevollste Ausgabe.

Forschen

Mit *Praxisnähe* und *Unterhaltungswert*



»SO VIEL BUSCH WIE NIE« BEGEGNET UNS IN DIESEN MONATEN IN DEUTSCHLAND. DENN DER MALER, ZEICHNER, DICHTER UND DENKER WILHELM BUSCH WURDE VOR 175 JAHREN GEBOREN. GRUND GENUG, IHN UND SEINE GROSSARTIGE KUNST IN ZAHLREICHEN AUSSTELLUNGEN ZU EHREN.

DR. HANS JOACHIM NEYER, DIREKTOR DES WILHELM-BUSCH-MUSEUMS IN HANNOVER, KOMMENTIERT ANHAND DER BEDEUTENDSTEN WERK-SAMMLUNG DES KÜNSTLERS FÜR DAS MUSEUMSMAGAZIN SEHR PERSÖNLICH DEN AUFTRAG DES FORSCHENS IM MUSEUM.

Forschung wird in den Museen groß geschrieben. Praktisch aber wird sie mit geringen Mitteln betrieben und ist immer auf Anwendung ausgerichtet: Kataloge sind die bevorzugte Publikationsform der wissenschaftlichen Ergebnisse. Sie werden von tausenden Besuchern gekauft und gelesen, ganz im Gegensatz zu den zehntausenden Forschungsarbeiten, die an Universitäten verfasst und vergessen werden.

Die Leitungen der Museen sind überwiegend mit akademischen Graden, Doktoren und Magistern, besetzt. Ihr Aufgabenspektrum ist vielfältig und die Wissenschaftler werden immer häufiger lediglich von Volontären unterstützt, die nach Abschluss ihrer zweijährigen Ausbildung das Museum wieder verlassen müssen. Forschung ist teuer. Vorrang hat die »Ausstellungsmacherei«.

Betrachtet man die Praxisnähe positiv, sieht die Bilanz weniger düster aus. Jede Inventarisierung einer Samm-

lung zielt auf die Präsentation der Bestände in einer Ausstellung mit begleitendem Katalog. Klare Gliederung, verständliche Sprache, Aktualität und Unterhaltungswert sind Kriterien, die die Forschung vom viel zitierten Elfenbeinturm fernhalten und zugleich dem Feuer öffentlicher Kritik preisgeben. Das Privileg, ein Kunstwerk mit bloßen Händen, pardon, mit Handschuhen berühren zu dürfen und dabei gleichzeitig bereits an eine wirkungsvolle Präsentation zu denken, beeinflusst auch die wissenschaftliche Fragestellung.

Das Wilhelm-Busch-Museum besitzt eine einmalige Sammlung von 700 Napoleon-Karikaturen. Davon wurden unlängst 150 wissenschaftlich beschrieben und dem höfischen Herrscherbild des Kaisers gegenübergestellt. Der Vergleich des satirischen Zerrbildes mit dem offiziösen Vorbild erfreute nicht nur die Besucher, sondern liefert gleichzeitig der Geschichtswissenschaft wertvolle Erkenntnisse.

Nach mehr als zehnjähriger Forschungsarbeit hat die Wilhelm-Busch-Gesellschaft eine dreibändige, 12,5 kg schwere Gesamtausgabe aller Bildergeschichten von Wilhelm Busch herausgegeben, deren Ergebnisse zu neuen Bewertungen der Arbeit ihres Patrons führten. Das wiederum erbrachte unter anderem den praktischen Beweis, dass sich der moderne amerikanische Comic um 1900 wesentlich an den Vorbildern aus Niedersachsen, das damals freilich noch nicht so hieß, orientierte.

Forschung an Museen ist keine brotlose Kunst, aber ein Privileg, das immer seltener gewährt wird.



Niobidensaal im Neuen Museum: 21 Wandgemälde erzählen von antiken Sagen. Bis 2009 soll hier alles restauriert sein.

Fotos: Staatliche Museen zu Berlin (2) / Mike Wolff (2) / Michael Hauri

» Behutsamer Weiterbau «

Dr. Gisela Holan, Baureferentin der Staatlichen Museen zu Berlin, leitet auf der Museumsinsel die größte Kulturbaustelle der Welt

MIT EINEM DUNKELROTEN Regenschirm bewaffnet geht es hinaus zur derzeit größten Kulturbaustelle der Welt: zum Neuen Museum auf der Berliner Museumsinsel. Hinter Gerüsten und unter Abdeckplanen wird es Schritt für Schritt wieder auf- und weitergebaut. Gegen den einsetzenden Regen ist Dr. Gisela Holan mit dem Schirm gut gewappnet. Gegen wackelnde Holzbalken über Türschwellen jedoch nicht. Aber auch mit ihren Absatzschuhen durchschreitet sie souverän jeden Durchgang in den hohen, noch nackten und jetzt allenfalls zu erahnenden Ausstellungsräumen, die mit Neonröhren notdürftig ausgeleuchtet sind. Jeden Zentimeter, jeden Stein hier, so wirkt es, haben die Augen der Frau hundertfach gesehen.

KEIN WUNDER, DENN schon seit 22 Jahren beschäftigt sich die Wissenschaftlerin mit den Museumsbauten in der Mitte Berlins und erforscht ihre Geschichte. Zu DDR-Zeiten als stellvertretende Generaldirektorin, jetzt als Baureferentin in der Generaldirektion der Staatlichen Museen zu Berlin. »Ich bin eine Art Zusammenführungs-Ministerin«, sagt sie und lacht. Ihre Aufgabe nach dem Mauerfall: die Sammlungen aus West- und Ostberlin wieder zu vereinen. Ihr Bereich: alle staatlichen Museen zwischen Dahlem und Köpenick, inklusive dem Großbaustellenprojekt Museumsinsel.

DAS DACH DES Neuen Museums ist noch nicht komplett geschlossen, schwere Planen halten Wind und Wetter ab. »Ruinencharme« nennt Gisela Holan das und greift unbewusst an ihren weißen Bauhelm. Im Zweiten Weltkrieg wurde das Gebäude zum größten Teil zerstört, blieb dann jahrzehntelang als Ruine stehen. Seit 1984 wurde das Haus schließlich grundsaniert und bis auf den Kern von Spezialisten untersucht. »Das Neue Museum ist das

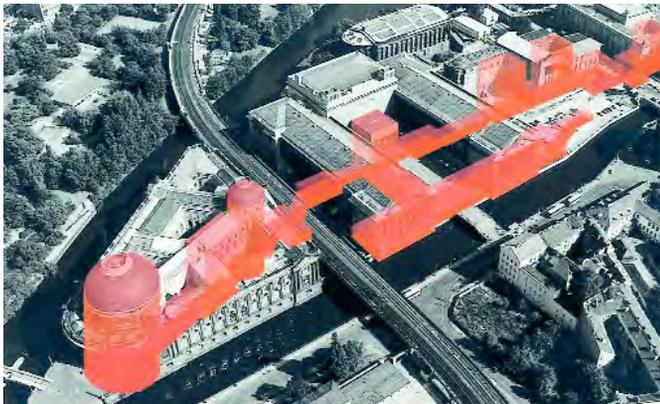
am besten erforschte Haus in Europa«, sagt die promovierte Literaturwissenschaftlerin, »ich kann mir nicht vorstellen, dass man noch tiefer einsteigen kann in die Materie, in die unterschiedlichen Schichten, die in so einem Haus stecken.« Ein »Salzkolloquium« beschäftigte sich beispielsweise mit der Versalzung der Ziegel und Oberflächen, um diese Schäden an der Originalsubstanz optimal zu beheben. Bis zum Jahr 2009 wird das Neue Museum wieder betret- und erlebbar gemacht werden. Ein 1,3 Milliarden Euro schwerer Masterplan – das Gesamtkonzept für die Museumsinsel – gibt dabei die Ziele vor: behutsames Weiterbauen und Wiederherstellung der ursprünglichen Typologie statt eines detailgetreuen Wiederaufbaus.

IN AQUARELLIERTEN ZEICHNUNGEN aus der Originalzeit, Archiven und Sammlungsbüchern findet die Baureferentin zusammen mit Architekten und Restauratoren Hinweise auf Farbgebung und Materialwahl des ursprünglichen, von Friedrich August Stüler gebauten und 1859 eröffneten Gebäudes. Aber nur ein Teil des Neuen Museums wird wieder so aufgebaut, wie es der Gestalt aus dem 19. Jahrhundert entspricht.

GISELA HOLAN ZEIGT für ein Beispiel nach oben: Mit handgefertigten Tontöpfen aus Brandenburg werden Decken ausgebessert. Klassisch gemauert wären sie zu schwer für den weichen Grund der Museumsinsel – eine geniale Leichtbauweise Stülers, die auch nach der Wiedereröffnung anhand der dunkelroten Kreise erkennbar bleiben wird. »Aber hier«, sagt sie ein paar Schritte weiter, »bleibt die Zerstörung des Neuen Museums sichtbar.« Der Südflügel, von dem nach dem Zweiten Weltkrieg fast nichts mehr existierte, wird nicht wieder detailgetreu aufgemauert – Beton mit

Marmor gemischt bildet die jetzigen Wände. Kriegsbedingte Schäden werden im Sinne des Masterplans nicht gänzlich rekonstruiert, sondern zum Beispiel mit hellerem Putz hervorgehoben. Und auch der kommt, wie fast alle verwendeten Materialien, aus der Umgebung Berlins. Hinweisen zu den ursprünglichen Baustoffen auf Stülers Baustelle spürt das Forscherteam im Zentralarchiv nach: »Aus vielen Handwerkerrechnungen können wir oft mehr entnehmen als aus manchem wissenschaftlichen Aufsatz.«

SO VIEL KLEINTEILIGE RECHERCHE zahlt sich aus. Sorgfalt und Geduld sind zwei Grundsteine, auf denen die wieder erstrahlende Pracht der Gebäude fußen wird. Auf Schnelligkeit ist der Masterplan nicht angelegt, spätestens im Jahr 2026 soll er realisiert und die Museumsinsel damit in 19 Jahren vollendet sein. »Aber zwei



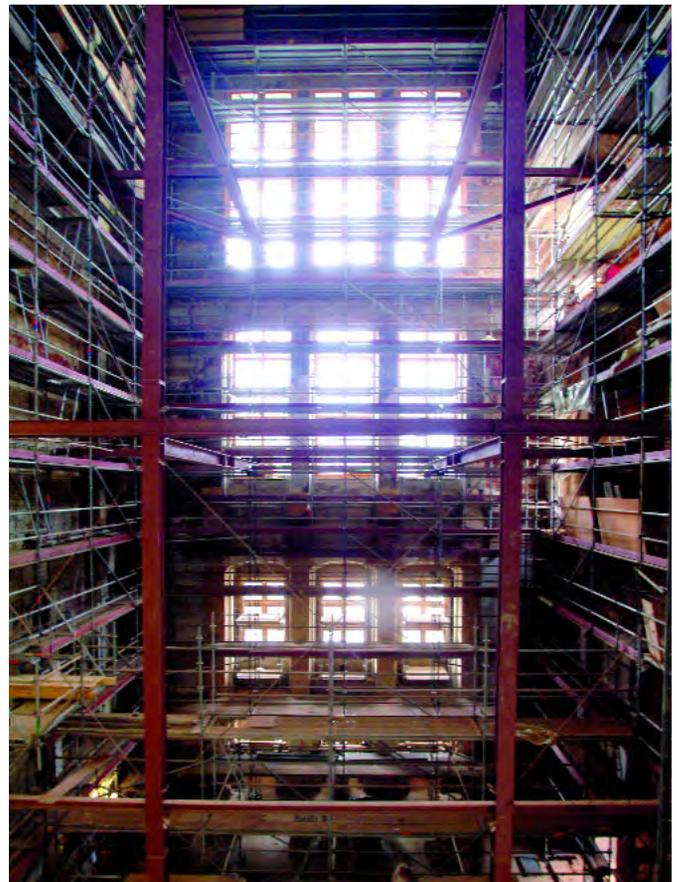
Neue Pläne: Die Archäologische Promenade wird vier der Häuser auf der Museumsinsel miteinander verbinden – und 6000 Jahre Kulturgeschichte erlebbar machen.

bis drei Jahrzehnte Arbeit,« sagt die Chefin der Großbaustelle, »ist nichts im Vergleich zu der Geschichte, die wir dann hier zeigen können.« Und zwar museenübergreifend. Die sogenannte Archäologische Promenade, die das Bode-, das Pergamon-, das Neue und das Alte Museum miteinander verbinden wird, soll insgesamt 6000 Jahre Kulturgeschichte der Menschheit erlebbar machen – als eine Art sechstes Haus der Museumsinsel.

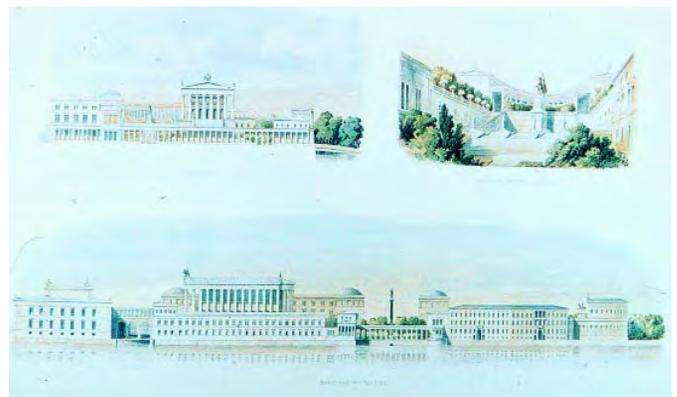
BISHER ZEUGEN VON der Promenade im Untergeschoss des Neuen Museums nur nackte Wände und ein Durchbruch zum Alten Museum. Vorsichtig klettert Gisela Holan dort über Kabelschächte und Heizungsrohre. Ohne ein ganzes Heer von Architekten, Handwerkern und Restauratoren wäre so ein Mammutprojekt selbstverständlich nicht umsetzbar. Unzählbar viele Mitarbeiter wirken hier



Ausgerüstet: Dr. Gisela Holan koordiniert sämtliche Bauarbeiten im und am Neuen Museum.



Eingerüstet: Unter Abdeckplanen wird das Neue Museum Schritt für Schritt wieder aufgebaut. Es zählt auch zu den bedeutenden Denkmälern der Konstruktions- und Technikgeschichte.



Alte Pläne: Entwurf von Friedrich August Stüler zur »Freistätte für Kunst- und Wissenschaft«, 1841.

parallel, alle muss die Baureferentin unter einen Hut bekommen. »So ein Projekt, das ist Teamarbeit«, macht sie ganz klar. Und das sei auch, was sie am meisten reizt. Gemeinsam werden Ziele gesetzt, neu formuliert und angepasst. »Und wir liegen immer noch im Zeitplan«, verspricht sie.

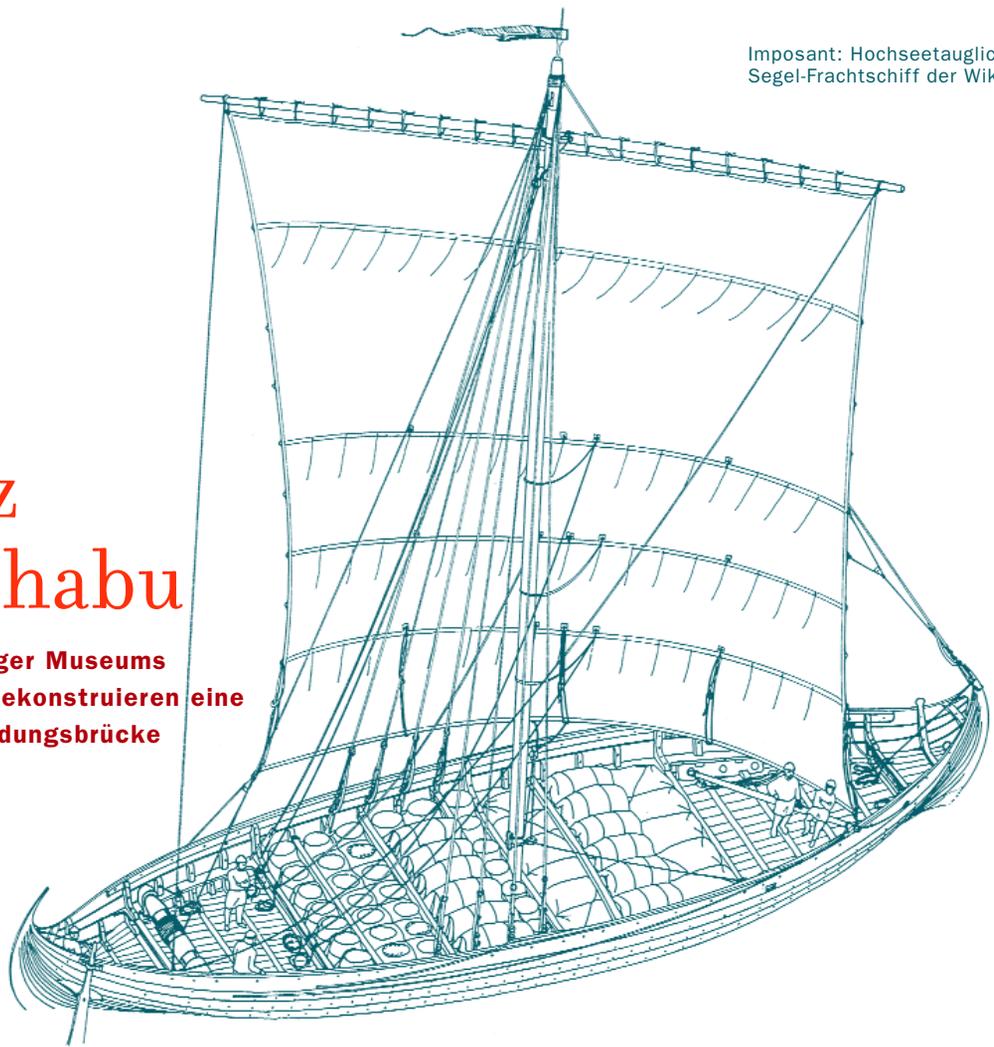
DOCH 2026 WIRD Gisela Holan nicht mehr auf den Baustellen zu finden sein. Für die jetzt 62-Jährige bedeutet die Wiedereröffnung des Neuen Museums gleichzeitig das Ende ihrer Arbeit auf und für die Berliner Museumsinsel. »2009,« sagt sie, »gehe ich in Rente.« Dann hat sie endlich Zeit für die wunderbaren Sammlungen Berlins – auch innerhalb der ganz normalen Öffnungszeiten. ■

CHRISTINA RUBARTH

Imposant: Hochseetaugliches Segel-Frachtschiff der Wikinger.

Das Herz von Haithabu

Die Forscher des Wikinger Museums Haithabu in Schleswig rekonstruieren eine frühmittelalterliche Landungsbrücke



HUNDERTE KLEINE PUNKTE verstreuen sich wild über den Bildschirm, nur das rote Koordinatengitter kann ansatzweise Ordnung im Chaos schaffen. Wer die berühmte Ausgrabungsstätte von Haithabu bis in die tiefste Erdschicht ergründen will, braucht vor dem Computer Geduld und auch etwas Vorstellungskraft. Denn dass an einem Binnensee bei Schleswig, dem Haddebyer Noor, einst eine frühmittelalterliche Wikingerstadt gestanden haben soll, einflussreiche Metropole sogar, lassen die vielen schwarzen Punkte erstmal nicht erahnen. Da tut es gut, Sven Kalmring neben sich sitzen zu haben. Er ist Mitarbeiter am Wikinger Museum Haithabu und schreibt zurzeit seine Doktorarbeit über den Hafen der Siedlung.

DER ORT, VOR mehr als 1000 Jahren buchstäblich im Wasser versunken, ist eines der bedeutendsten archäologischen Bodendenkmäler Schleswig-Holsteins. Seit über 100 Jahren ist hier immer wieder geforscht worden, um den Geheimnissen der Stadt und ihres Hafens auf die Spur zu kommen. Wieder und wieder haben Archäologen auch den Schlamm an den Ufern des Siedlungsplatzes gefiltert und enorme Funde ans Tageslicht gebracht. Zu den größten Entdeckungen zählte das Wrack eines Wikingerschiffes. Nur wenige Schritte vom einstigen Siedlungsplatz entfernt, erzählen die wichtigsten Fundstücke der Grabungsstätte im Wikinger Museum die eindrucksvolle Geschichte des Handelszentrums Haithabu.



Impuls: Sven Kalmring forscht über den Hafen der Siedlung Haithabu. Ausgegrabene Holzpfähle belegen eine Landungsbrücke, die jetzt am Siedlungsplatz (rechts) rekonstruiert wird.

SURREND BERECHNET KALMRINGS Computer etliche Daten, um eine 3-D-Grafik der Anlage darzustellen. »Das Bild der Ausgrabungen ist sehr komplex«, sagt der Archäologe. Ein paar Mausclicks später wächst auf dem Bildschirm plötzlich eine Reihe paarweise gesetzter Holzpfähle – sie stützten einst eine 40 Meter lange und zwölf Meter breite Landungsbrücke. Die Brücke war zunächst ein Zufallsfund, als bei den Grabungen im Hafenbecken das Schiffswrack freigelegt wurde. Alle geborgenen Stücke wurden vermessen, skizziert und fotografiert, so dass nicht nur das kleinste Hölzchen lokal exakt verortet werden konnte, sondern auch Kanten, Durchmesser, Länge und Erdschichten erfasst wurden. Das »Auf-tauchen« der Brücke ermöglichte den Forschern erstaunliche Rückschlüsse auf die Bedeutung der Wikingerstadt: »Diese Brücke ist ein echter Knüller«, freut sich Museumsleiterin Ute Drews, »sie war riesengroß, viel größer, als man das vorher vermutet hätte!«

DIE FORSCHER SIND SICHER, dass hier an der Kreuzung zweier wichtiger Handelsrouten zwischen Nord- und Ostsee schon um 830 ein äußerst reges Treiben herrschte – das beweisen unter anderem die Jahresringe der Pfähle. Länge und Breite der Brücke belegen einen komfortablen Anlegeplatz für große Schiffe. »Der Hafen war das Herz der Siedlung«, sagt Sven Kalmring. In seiner Blütezeit war Haithabu Heimat von etwa 1.500 Menschen. Nicht Met saufende, grölende Barbaren, sondern vor allem Bauern, Bootsbauer und Kaufleute lebten hier. Der Hafen machte den Ort schließlich zum bedeutendsten Seehandelsplatz des dänischen Königreichs. Umgeschlagen wurden Waren aus der gesamten damals bekannten Welt, Rohstoffe und Luxusgüter. Etliche Dinge mussten über die Landungsbrücke geschleppt werden. Was auf dem Weg zu den Schiffen jedoch verloren ging, versank im Wasser – bis es die Forscher Jahrhunderte später aus dem Schlack wuschen: Glasperlen, Bernsteinschmuck oder Keramik.

VIELE FUNDE LASSEN berechnete Rückschlüsse zu: Eine asiatisch geprägte Münze belegt den Handel mit Fernost, die Inschrift auf einem Runenstein nennt Helden anderer Königreiche und verdeutlicht, dass Beziehungen mit Schweden oder dem heutigen London bestanden. Doch nicht jeder Gegenstand überliefert so eindeutige Informationen. Nahe dem Ufer fanden die Wissenschaftler Schwerter, die nicht aus Kampfhandlungen stammen können, denn an ihnen haften noch Reste der Schwertscheiden. Sollten sie bei einem Geschäft verloren gegangen sein, hätte man diese wertvollen Gegenstände aus dem Wasser gefischt. Zu vermuten ist also eine Art Opfergabe, die um Gelingen einer See-Expedition bittet oder für die erfolgreiche Rückkehr dankt. Wenn gleich diese Erklärung plausibel scheint, bleibt sie vorerst eine Hypothese. Sven Kalmring mahnt: »Die historische Realität lässt sich oft nur schwer in ein entwickeltes Modell pressen.«

DA VITRINEN UND SCHAUTAFELN nicht immer ausreichen, um Besuchern den Alltag der Wikinger greifbar zu machen, entsteht seit 2005 auf dem Siedlungsplatz ein Teil der einstigen Handelsstadt wieder. Die Forschungsarbeiten sind mittlerweile so weit fortgeschritten, dass der originalgetreue Nachbau einiger Häuser möglich geworden ist. In dem Verbund aus Museum und Häusern werden Befunde visualisiert und interpretiert. Damit hat der Initiator und Leiter des Häuser-Projekts, Professor Claus von Carnap-Bornheim, den Ort entscheidend bereichert. In diesem Jahr entsteht auf dem Freigelände die Landungsbrücke. Als Vorlage dient die virtuelle Rekonstruktion aus Kalmrings Computer. Die Möglichkeiten der elektronischen Datenverarbeitung sind für die Wissenschaftler in Haithabu ein Segen. Will der Archäologe zum Beispiel die einzelnen Bauphasen des Hafens nachvollziehen, lässt er mit



Impression: Jörg Nadler demonstriert die wikingerzeitliche Jagd auf Fische.

Fotos: Wikinger Museum Haithabu

Hilfe eines so genannten Geoinformationssystems exakte Holzdatierungen filtern. Die Datenbank sucht und berechnet alle erforderlichen Angaben selbstständig, der Hafen entsteht virtuell.

WENN ALLE GEPLANTEN Rekonstruktionen am Originalschauplatz errichtet sind, gilt das Forschungsprojekt als abgeschlossen – vermutlich im kommenden Jahr. Doch die archäologische Quelle Haithabu ist damit noch lange nicht versiegt. »Man kann wunderbar weiterforschen, bestimmt noch hundert Jahre«, freut sich Sven Kalmring. Immerhin sind bisher nur geschätzte fünf Prozent der Siedlung freigelegt. Doch bis es so weit ist, schwirren die schwarzen Punkte weiterhin über den Monitor, um langsam aber stetig zur Ordnung zu kommen. ■ JOHANNES SCHMITT-TEGGE



Immens: Bernsteinfunde aus dem Haddebyer Noor.

Neue Welten: Tania & Mikail (links) und Eyüp & Malen »heiraten« zum Abschluss ihres Projektes im Überseemuseum.



Fotos: Überseemuseum Bremen, Gabriele Warnke (5) / privat (2)

Hochzeit mit Hindernissen

Im Überseemuseum Bremen forschen Jugendliche in eigener Sache

ACHTUNG, KOMPLIZIERT: Tania liebt Mikail, doch der soll Malen heiraten. Malen hat aber nur Augen für Eyüp. Mikail stört das nicht, denn er selbst wäre lieber mit Tania zusammen. Auch Eyüp hat mit der Situation kein Problem, denn er liebt eigentlich Malen. Und so könnte das Verwirrspiel einen glücklichen Ausgang nehmen, wenn die religiösen Traditionen den Liebenden aus Indien und der Türkei nicht einen Strich durch die Rechnung machen würden.

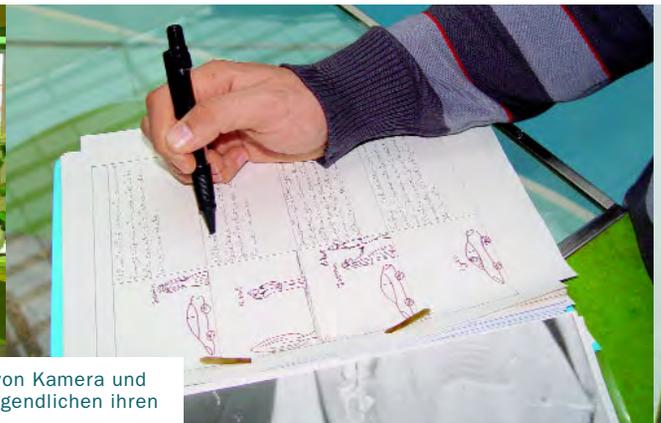
WAS FAST SO klingt wie der verwickelte Inhalt einer neuen Fernseh-Vorabendserie ist tatsächlich ein Drehbuch, geschrieben von Schülern der Wilhelm Wagenfeld Schule in Bremen. Mit dem Thema

Zwangsheirat wagen sich die 16- bis 18-Jährigen an einen ernsten Stoff heran, den sie selbst verfilmen. Das Projekt, das ihnen dies ermöglicht, heißt FIES »Forschen in eigener Sache« und stammt aus dem Überseemuseum Bremen. Die Sammlungen des Hauses aus Völker-, Handels- und Naturkunde bieten den Schülern hierzu einzigartige Möglichkeiten.

DIE MUSEUMSPÄDAGOGINNEN Anka Bolduan und Birte Stüve verfolgen mit FIES das Ziel, Jugendliche an das Museum heranzuführen. »Gerade junge Menschen assoziieren einen Museumsbesuch oft mit Langeweile und Themen, die nichts mit ihnen zu tun haben«, schildert Birte Stüve. Darum müsse man ihnen nicht einfach nur



Neue Blickwinkel: Mithilfe von Kamera und Drehbuch realisieren die Jugendlichen ihren Film zum Thema Hochzeit.



das Museum zeigen, sondern sie »über die Schwelle tragen«. Das bedeute, den Jugendlichen zu vermitteln, dass sie eine Menge für sich lernen und aus dem Museum mitnehmen können, meint die Pädagogin.

UM DAS ZU ERREICHEN, setzen Birte Stüve und Anka Bolduan seit Juni 2005 auf FIES. Angesprochen sind damit 14- bis 20-Jährige aller Schultypen und Freizeiteinrichtungen. Rund 420 junge Leute nahmen bisher teil. Als Klassenverband oder Freizeitgruppe vertiefen sie sich in ein selbst gewähltes Thema. Ausgehend von Sammlungsobjekten, die sie dazu im Museum finden, entwickeln die Jugendlichen eigene Fragestellungen und forschen in ihrem Lebensumfeld. Die Ergebnisse werden im Team ausgewertet und kreativ umgesetzt. »So entstehen Theaterszenen, Bücher, ein Video, eine Website oder auch eine Ausstellung«, schildert Birte Stüve. Die Resultate müssen zum Ende jedes sechsmonatigen Projektes sogar der Öffentlichkeit präsentiert werden, eine Jury vergibt Preise.

FIES MÖCHTE DEN Teilnehmern die Arbeitsmethoden des Museums ganz praktisch vermitteln: Die Jugendlichen forschen, sammeln und präsentieren. »Natürlich gehen sie dabei nicht wie ein Wissenschaftler vor«, erläutert Anka Bolduan, »es geht uns darum, sie an das Forschen heranzuführen«. Ihre Fragestellung entwickeln die Jugendlichen deshalb auch nicht auf der Grundlage einer Arbeitshypothese, sondern aus der eigenen Neugier heraus. Ihre Forschungsmethoden aber sind die der »echten« Wissenschaftler, allen voran die Recherche. Wie komme ich an wichtige Informationen?

VOR DIESER FRAGE standen auch Malen Mbye und Mikail Can Isli. Die beiden gibt es nämlich nicht nur als Schauspieler im selbst entwickelten Drehbuch, sondern tatsächlich. Gemeinsam mit ihren Mitschülern wählten sie zu Beginn ihres FIES-Projektes das Thema »Hochzeit und Bräute«. Erster Schritt war die Suche nach Ausstellungsobjekten im Überseemuseum, die etwas dazu erzählen konnten. Brautschmuck aus Papua-Neuguinea oder festliche Kinderkleidung für eine indonesische Hochzeitsfeier regten zum Nachdenken an. Sie waren Ausgangspunkt für weiterführende Fragen, zu denen eine Museumswissenschaftlerin den jungen Forschern Rede und Antwort stand.

ALLE ZWEI WOCHEN trafen sich die Schüler mit ihren Lehrerinnen und Birte Stüve für einen Tag im Museum, um vor Ort zu arbeiten. In der Zwischenzeit setzten sie das Projekt in der Schule und zu Hause fort. »Wir haben einen Fragebogen entworfen, mit



Neue Erfahrungen: Malen Mbye und Mikail Can Isli forschen über fremde Kulturen. Auch, um die eigene zu entdecken und besser zu verstehen.

dem wir in unsere Familien gegangen sind und etwas über Hochzeiten und Bräute erfragt haben«, berichtet Mikail. Dabei stießen er und Malen schnell auf Unterschiede und Unbekanntes. Obwohl beide Muslime sind, werden die Hochzeiten in ihren Familien nicht in gleicher Weise gefeiert. Malen stammt aus Ghana, Mikails Familie aus der Türkei. »Bei uns werden zum Beispiel keine Ringe getragen«, erzählt Malen. In Mikails Familie dagegen sind Ringe durchaus üblich. Und während in der Türkei auf geladene Gäste Wert gelegt wird, darf in Ghana an einer Hochzeitsfeier teilnehmen, wer möchte. Immer wieder haben die Jugendlichen ihre Arbeitsergebnisse in der Gruppe reflektiert und nächste Schritte geplant. »Sie lernen, sich auseinanderzusetzen und im Team zu arbeiten«, betont Anka Bolduan. Dabei sei FIES ganz bewusst nicht nur interdisziplinär, sondern auch interkulturell angelegt.

FÜR MIKAIL IST klar, dass er heute mehr über andere Kulturen weiß. »Wenn jemand mit Vorurteilen kommt, kann ich jetzt eine passende Antwort geben«, sagt der 17-Jährige selbstbewusst. Und Malen ist überzeugt, dass FIES ihr auch im Berufsleben helfen wird. Denn für ihren Film entwarfen die Schüler unter Anleitung eines Bremer Künstlers nicht nur das Drehbuch zum Thema Zwangsheirat selbst, sondern übten sich auch im Umgang mit der Kamera und lernten als Schauspieler ihren Text.

MALEN UND MIKAIL spielen zwei der Hauptrollen und finden mit Eyüp und Tania schließlich doch die richtigen Hochzeitspartner vor der Kamera. Ihre einsichtigen Filmfamilien gönnen der Liebe den Sieg. Schlusszene: Auf dem Bremer Flughafen starten die vier zur gemeinsamen Hochzeitsreise nach Indien. Übrigens, die Drehgenehmigung holte Mikail selbst bei der Bremer Flughafenverwaltung ein – Aufgabe gemeistert. ■ KERSTIN SCHNAARS



Neue Ideen: Anka Bolduan und Birte Stüve machen jungen Leuten Lust aufs Museum.

Sehend Forschen lernen

Das Staatliche Museum Schwerin
beleuchtet Motivserien von Lyonel Feininger



Kunsthalle Bremen / VG Bild-Kunst, Bonn 2007

Bevorzugtes Sujet: Feininger schuf verschiedene Werke von identischen Motiven. 1919 fertigte er diesen Holzschnitt »Windmühle«.

IM JANUAR 2005 bekam Prof. Kornelia von Berswordt-Wallrabe einen Anruf aus New York. Der Galerist Achim Moeller fragte an, ob das Staatliche Museum Schwerin Interesse an einem Feininger habe. Es handle sich um das 1927 entstandene Ölgemälde »Windmühle bei Usedom«. »Und natürlich mussten wir Interesse haben«, sagt die Museumsdirektorin, »es gab da keinen anderen Weg.« Das Gemälde gehöre schließlich hierher. Es füge sich mit seinem Thema nicht nur in die Schweriner historische Sammlung der Niederländer und Flamen ein, sondern auch in die Kollektion der Moderne mit Duchamp, Jawlensky und Picasso. Diese exklusive Sammlung des Museums beinhaltet wichtige Positionen. Und Feininger ist dabei eine Schlüsselfigur – nicht nur, weil er einen engen Bezug zum Land hat.

DAS SCHWERINER MUSEUM hatte bereits mit dem New Yorker Galeristen zusammengearbeitet, zudem kannte er die Familie, in deren Privatbesitz sich das Gemälde befunden hatte. Ihr Wunsch war es, dass das Bild nach Mecklenburg-Vorpommern kommt, wo es entstanden ist. Fast zwei Jahre vergingen, bis von Berswordt-Wallrabe die nötigen Geldgeber – drei große Stiftungen – davon überzeugt hatte, dass dieses 42,7 mal 65,8 Zentimeter große, in erdigen Tönen gehaltene Gemälde Teil der Schweriner Sammlung werden müsste. »Ja, das war ein ganz großer Schritt«, freut sich die Museumsdirektorin, die mit dem Ankauf das Bild zugleich erstmals in Deutschland öffentlich zugänglich macht.

DIE »WINDMÜHLE BEI USEDOM« ist nun Bestandteil der Lyonel-Feininger-Ausstellung »Vom Sujet zum Bild«, die ab dem 18. Mai 2007 erst in Schwerin und dann im Pommerschen Landesmuseum Greifswald zu sehen ist. Erste Skizzen der Bockwindmühle von

Neppermin auf Usedom hatte der damals 41-Jährige im Jahr 1912 bei einem Inselbesuch angefertigt. »Farben sehe ich am Meer, nicht zu beschreiben – Sonnenuntergänge, wie ich seit meiner Kindheit keine sah«, schwärmte der Maler in einem Brief an seine Frau. Feininger, der heute als ein Hauptvertreter der Klassischen Moderne gilt, faszinierten Segelschiffe und das Wasser, Kirchen und die Architektur deutscher Kleinstädte. Seine Leidenschaft für die Küstenlandschaft zog ihn immer wieder an die Ostsee, wo er mit ausgedehnten »Zeichenexpeditionen« seinen Urlaub verbrachte und Motive sammelte.

SCHON IM JAHR 2003 plante das Staatliche Museum Schwerin eine Ausstellung zu Feininger. Die musste jedoch abgesagt werden. »Wir hatten durch eine Haushaltskürzung einen finanziellen Engpass, der überhaupt nicht vorherzusehen war«. Bei dem Engagement der Direktorin war es keine Frage, dass diese Schau nun doch zustande gekommen ist. Im Mittelpunkt steht die spezifische Arbeitsweise des Künstlers. Feininger und die Ostsee, Feininger und der Strand oder Feininger und die Kirchtürme ... »Solche Ausstellungskonzeptionen waren und sind nicht meine Forschungs- und Vermittlungsebene«, betont von Berswordt-Wallrabe. Ihr gehe es darum zu zeigen, dass Feininger kein Interesse daran gehabt habe, Gesehenes eins zu eins umzusetzen.

DER MALER FERTIGTE vielmehr immer wieder Zeichnungen, Aquarelle, Gemälde, Stiche oder Holzschnitte von einem identischen Sujet, also vom gleichen Stoff oder Gegenstand. »Jedes Medium dachte er neu durch und transformierte es dann entweder in die Abstraktion oder ins Sphärische, wobei man dabei Architektur und Landschaft nicht trennen kann«, meint die Museumschefin.



Kulturmühle Benz e.V.

Das Original: Die »Kreßmannsche Mühle« in Neppermin gilt als Vorbild für Feiningers Ölgemälde. Sie wurde 1944 abgerissen.



Die Interpretation: »Windmühle bei Usedom« nannte Lyonel Feininger dieses Gemälde. Es entstand 1927.

»Auch die Stiche und Holzschnitte sind stets Weiterentwicklungen des zuerst Gesehenen. Da ist Feininger wie Rembrandt, wie ein Altmeister!« Die so entstandenen Serien machen nachvollziehbar, wie Feininger seine Bildkonstruktionen entwickelte. Diesen Arbeitsprozess aufzuzeigen, ist für die Kunsthistorikerin auch eine museale Forschungsleistung. Über die Anschauung, den Vergleich werde nicht nur ein Erkenntnisprozess befördert, sondern auch das Vertrauen in die eigene Sinnesfähigkeit gestärkt.

DIE AUSSTELLUNG RÜCKT die Forschungen und die Konzeption Feiningers ins Zentrum der Betrachtung. Insgesamt elf Motivserien aus Mecklenburg und Vorpommern – unter anderem Dünen, Schiffe, Wolken, Windmühlen – spüren den Metamorphosen der Sujets zum Bild nach. Wichtig war Kornelia von Berswordt-Wallrabe, von den Zeichnungen über die Aquarelle bis hin zu den Gemälden möglichst alle Medien in einer Serie zu versammeln. Der Betrachter erkennt daran: Der Standpunkt ist der gleiche bzw. ähnlich geblieben, egal ob das Motiv gegenständlich umgesetzt wurde oder es sich ganz von der Gegenständlichkeit entfernt. Manche Serie wird »etwas schmalbrüstig sein, aber damit leben wir«. Einige Werke wurden von Restauratoren nicht freigegeben, von anderen konnten oder wollten sich Leihgeber nicht trennen.

DAS STAATLICHE MUSEUM SCHWERIN »ist ja berühmt – manche sagen sogar berüchtigt – für diese spezielle Ausstellungskonzeption«, so die Direktorin nicht ohne Stolz. Sehend Forschen lernen, solch ein Leitbild ist in der deutschen Ausstellungslandschaft eher selten. Die Schweriner Schauen in der Vergangenheit, beispielsweise zu Picasso und dem Reiz der Fläche oder über Caspar David Friedrichs konstruierte Kompositionen als Wegbereiter der Moderne,

haben die Museumschefin in ihrem Ansatz bestätigt. Deshalb sei sie auch mit dieser Feininger-Ausstellung so glücklich. »Jeder, der schauen möchte, wird sehen, was der Künstler da gemacht hat. Und genau da ist eine Ausstellung für mich gut.« Ihr gehe es nicht darum, zehn Räume mit Arbeiten von Feininger zu füllen. Sondern um das Erlebnis, den Genuss, sehend zu lernen. Der Maler ist ein populäres Zugpferd. Die Schau wird daher viele Menschen anlocken, ist sich die Museumsdirektorin sicher. »Natürlich brauchen wir diese Besucher. Insofern ist das Ausstellungsprojekt hart an der Eventkante. Aber gleichzeitig doch auch Forschung!« ■

MARIO KRIENING

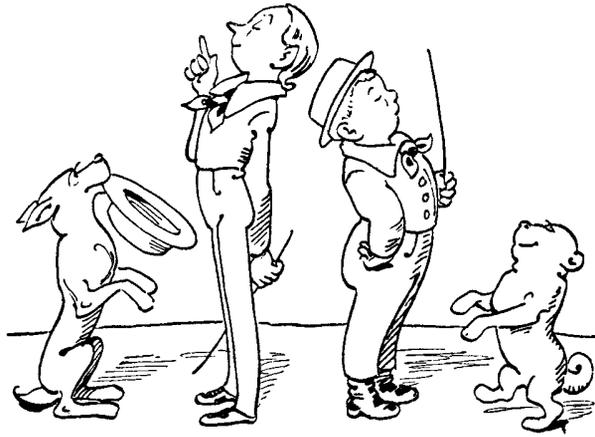


Ort der Begegnung: Das Staatliche Museum Schwerin zeigt elf Motivserien von Lyonel Feininger mit Vorlagen aus Mecklenburg und Vorpommern.

A man with a beard and mustache, wearing a dark suit jacket and a light blue shirt, is shown in profile, looking intently at a circular object. The object has a wood-grain pattern and is mounted on a silver-colored metal stand. In the background, there is a large, circular, textured pattern that resembles a cross-section of a tree trunk or a similar natural material. The word "Vermitteln" is overlaid in white text on the left side of the image.

Vermitteln

Mit Ideen und Organisationstalent



»SO VIEL BUSCH WIE NIE« BEGEGNET UNS IN DIESEN MONATEN IN DEUTSCHLAND. DENN DER MALER, ZEICHNER, DICHTER UND DENKER WILHELM BUSCH WURDE VOR 175 JAHREN GEBOREN. GRUND GENUG, IHN UND SEINE GROSSARTIGE KUNST IN ZAHLREICHEN AUSSTELLUNGEN ZU EHREN.

DR. HANS JOACHIM NEYER, DIREKTOR DES WILHELM-BUSCH-MUSEUMS IN HANNOVER, KOMMENTIERT ANHAND DER BEDEUTENDSTEN WERK-SAMMLUNG DES KÜNSTLERS FÜR DAS MUSEUMSMAGAZIN IM FOLGENDEN SEHR PERSÖNLICH DIE MUSEALEN AUFGABEN DES AUSSTELLENS UND VERMITTELNS.

Ausstellungen sind die glänzende Spitze eines Eisbergs, dessen größter Teil im kühlen Depot dauerhaft verwahrt ist. Jedes Museum kann nur einen geringen Teil seiner Sammlungen regelmäßig der Öffentlichkeit präsentieren. Ein Dilemma, das unlösbar ist, weil Sammeln und Ausstellen zeitlich nicht kompatibel sind. Sammeln ist ein Vermächtnis für die Zukunft. Ausstellen ist stark von praktischen Interessen bestimmt. Historische Themen finden nur dann ein überragendes öffentliches Interesse, wenn sie spektakulär inszeniert und – noch wichtiger – mit großem medialem Aufwand zum gesellschaftlichen »must« stilisiert werden.

Ausstellungen müssen den Sehgewohnheiten der Besucher Rechnung tragen, sich der tagtäglichen Konkurrenz von Film, Fernsehen und Videospielen stellen. Ein Wettlauf, der immer seltener die Kunst als Sieger sieht. Wilhelm Busch, der populärste deutsche Zeichner, muss gegen seinen eigenen Erfolg kämpfen. Wenn die erwartungsvollen Kinder von heute die kleinen Originalzeichnungen und die

armselig anmutenden Zeitungsdrucke des 19. Jahrhunderts sehen, hilft nur ein Trick, ihre Lust auf mehr zu stillen: Animierte Bildserien mit bösen Nasenattacken und anderen Grausamkeiten wecken beim modernen Publikum Schadenfreude und Galgenhumor.

Ausstellungen mit Karikaturen von bekannten Künstlern garantieren immer Erfolg. Weniger bekannte, aber künstlerisch anspruchsvollere Arbeiten müssen wirkungsvoll kommuniziert und museumspädagogisch begleitet werden. Beliebt sind Führungen und Signierstunden. Immer wichtiger bei Planung und Organisation von Ausstellungen sind Abstimmungen mit anderen öffentlichen Angeboten. Die herzliche Umarmung von Kanzlerin und Bundestrainer hat gezeigt, dass Fußball schon lange nicht mehr Proletensport ist, sondern ein kulturelles Ereignis, das auch Frauen fasziniert. Schützenfest und Musikfestivals, der lange Samstag und »after work parties« konkurrieren mit den Museen um das Geld und die Zeit der Menschen – ganz zu schweigen vom allseits rückläufigen Bildungsniveau, das der größte Feind der Museen ist. Diese stellen sich der Herausforderung mit Angeboten, die wenig mit den altherwürdigen Tätigkeiten des Sammelns und Forschens zu tun haben, aber viel mit Event, Shopping und Marketing. Ein Museum ohne Shop und Café – wo gibt es denn das?

Not macht erfinderisch. Angesichts klammer Kassen besinnen sich viele Museen bei ihrer täglichen Arbeit auf eine Gruppe von Menschen, von denen es zum Glück immer mehr gibt: Sie arbeiten mit Ehrenamtlichen und privaten Förderern zusammen, die dem Unternehmen Museum eine persönliche Note geben, die sich auszahlt. Diesen Menschen sei an dieser Stelle besonders gedankt.

Gespalten: Der Leiterwagen markiert zugleich Ende und Neubeginn vieler Lebenswege.



Fotos: Dirk Nitschke (3) / Thomas Obermeier / FrankKonzept, Würzburg

Angekommen ...

Das Museum der Stadt Bensheim integriert die Arnauer Riesengebirgsstube in seine neue Dauerausstellung



Gefragt: Jochen Ramming (links) hat viele »Neu-Bensheimer« interviewt. Auch Heinz Sturm hat seine Erlebnisse und Erinnerungen preisgegeben.



Geduldet: Schwarze Würfel versinnbildlichen das Gefühl der Vertriebenen, Fremdkörper in den Wohnungen der Einheimischen zu sein.

EIGENTLICH IST DER KLEINE Leiterwagen am Beginn des Rundgangs nichts Besonderes. Aber wie er ausgestellt ist! Zielstrebig durchdringt er die Scheibe einer Vitrine: Die Hinterräder ragen noch heraus, doch die Deichsel ist schon angekommen. Angekommen in einer Wohnküche der Nachkriegszeit. Oft erzählen solche Wagen von Vertreibung und Flucht vieler Millionen Deutscher nach dem Zweiten Weltkrieg aus Gebieten im Osten Europas. Im Museum der Stadt Bensheim aber ist das anders, hier hat der Wagen offenbar das Ende seiner langen Reise erreicht. Er symbolisiert nicht die Not des zurückgelegten Weges, sondern fragt, was die Menschen nach ihrer Ankunft in einer neuen Heimat erwartete.

DIE INSZENIERUNG ZEIGT nicht nur eine Bensheimer Wohnküche. Auch ein Badezimmer, eine Vorratskammer und eine Arbeitsküche mit Herd, wie sie überall an der Bergstraße zu finden waren, sind aufgebaut. Überall in diesen Räumen liegen große schwarze Würfel – wie Fremdkörper, die da nicht hingehören. Ich schaue mir die Würfel genauer an und finde Zitate darauf: »Da sind wir dann bei einem Bauern gewesen. Erst hatten wir ja nur eine Stube – da hing das Heu runter – aber da kam dann ein Betreuer aus Bensheim. Der hat zugesehen, dass die Leute ein richtiges Zimmer hatten. Na ja, wir hatten dann so ein Zimmerchen und haben dem Bauern dann auch geholfen.« Die Heimatvertriebenen berichten von ihrer ersten Zeit in Bensheim. Sie erzählen, wie sie mit ihren wenigen Habseligkeiten zu Fremdkörpern in den Häusern der Einheimischen wurden, ganz wie die schwarzen Würfel in der Ausstellung.

DIESE SPANNENDE INSTALLATION steht im Zentrum der neuen Dauerausstellung des Bensheimer Museums. Eine Ausstellung, die vom Schicksal der Menschen berichtet, die nach 1945 gezwungen wurden, ihre Häuser und Wohnungen in Arnau an der Elbe zu verlassen und die nach Bensheim kamen. Seit Gründung der Tschechoslowakei 1919 schwelten Konflikte zwischen Tschechen und Deutschen. Die mit dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht und der Besetzung des Landes 1939 einhergehende Unterdrückung der tschechischen Bevölkerung entlud sich nach Kriegsende in Enteignungen und »wilden« Vertreibungen. Erst durch die Intervention der Alliierten begannen tschechische Behörden, geregelte Bahntransporte mit deutschen Zwangsaussiedlern zusammenzustellen.

ANGEKOMMEN SIND SIE in Viehwaggons. »Bensheim/Heppenheim, das war die Endstation«, erzählt Heinz Sturm. Er kam im Februar 1946 mit dem ersten dieser Bahntransporte. 18 weitere folgten. Rund 22000 Vertriebene und Flüchtlinge gelangten so in die Region. Allein 2338 Menschen fanden in Bensheim Unterkunft, damals ein etwa zehnpromentiger Einwohnerzuwachs. Heinz Sturm war 16 Jahre alt, als er sein Elternhaus in Proschwitz verlassen musste: »Was wir mitgenommen haben, war Kleidung zum Anziehen, und ich hab' mein Fotoalbum und den Ahnenpass mit rübergebracht. Es kann sein, dass meine Mutter ein paar Töpfe eingepackt hat und ein bisschen Geschirr.« Viele persönliche Andenken an Proschwitz, Arnau und das Riesengebirge waren jedenfalls nicht dabei.

DENNOCH SAMMELTEN SICH in der »Arnauer Riesengebirgsstube« in Bensheim zahlreiche Erinnerungsstücke an die »alte Heimat« an. Lange hatte die Stadt die entsprechenden Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt, während die Vertriebenen selbst für die Betreuung der Heimatstube gesorgt hatten. Doch in den vergangenen Jahren fiel diese Betreuung aus Altersgründen immer schwerer.



Gehüet: Die Postkarte zeigt die Stadt Arnau vor dem Zweiten Weltkrieg.

Gemeinsam mit der Stadt suchten die Vertriebenen daher nach einem zukunftsfähigen Konzept und fanden die Lösung in einem Ausstellungsprojekt mit dem städtischen Museum, das 2006 realisiert werden konnte.

»WER DIE ERINNERUNGSSTÜCKE aus einer Heimatstube der Vertriebenen in eine didaktische Ausstellung übernehmen will, darf die Geschichten zu den Objekten nicht zurücklassen«, sagt Jochen Ramming. Er, der die neue Dauerausstellung konzipiert und realisiert hat, führte daher im Vorfeld viele Interviews mit Heimatvertriebenen in Bensheim und dokumentierte die »Arnauer Riesengebirgsstube« und ihre Ausstellungsstücke akribisch. Die oft unscheinbaren Gegenstände besitzen keinen besonderen künstlerischen oder geldlichen Wert. Ihre Bedeutung liegt viel tiefer in der persönlichen Erinnerung der Menschen verborgen.

ABER WIE FÜGEN SICH diese Erinnerungen der Vertriebenen aus Arnau in ein Museum, das sich mit der Stadtgeschichte Bensheims beschäftigt? »Zunächst war klar, dass wir den Schwerpunkt der Ausstellung auf die Zeit nach der Ankunft der Vertriebenen legen mussten, denn erst danach spielten sie eine Rolle in der Bensheimer Geschichte«, erläutert Ramming den Ansatz: »Dabei ließen die Interviews eine Erfolgsgeschichte erkennen, denn die Bensheimer Neubürger integrierten sich rasch. Vor allem die Jüngeren fassten beruflich und sozial schnell Fuß.« So kam es, dass einige Jahrzehnte nach Kriegsende nur noch die Pflege der Erinnerung an die »alte Heimat« die Vertriebenen von den alteingesessenen Bensheimern unterschied. Die »Neu-Bensheimer« machten Arnau durch ihre Erinnerungskultur zu einem Teil der Bensheimer Geschichte.



Gerettet: Die Andenken aus der aufgelösten Arnauer Riesengebirgsstube sind in die neue Ausstellung integriert worden.

VIELE GEDANKEN FANDEN als Zitatstelen den Weg in die Ausstellung. Eines der Zitate stammt von Heinz Sturm: »Es waren keine 50 Kilogramm, die wir mitnehmen durften.« Vieles musste zurückbleiben. Neben der Stele werden solche »geretteten Erinnerungen« in alten Koffern präsentiert. Es sind die letzten kleinen Überreste der »alten Heimat« – mehr ist davon nicht geblieben. Diese Exponate lassen die individuell erlittenen Verluste unmittelbar spürbar werden. Als ich gehen will, zeigt Heinz Sturm noch einmal auf den Leiterwagen. Ein Sack liegt darin mit dem Namen seines Vaters. Nicht viel mehr als diesen Sack hatte die Familie bei ihrer Ankunft dabei. Auf ihm gründet ihr ganzes Leben. ■

DAGMAR STONUS

Spannender Stoff für Strippenzieher



Das Bad Kreuznacher Museum für Puppentheaterkultur verzaubert seine Besucher spielend

HEINZ HÜFFELSHEIMER ist ein Hausmeister, wie er im Buche steht: derbes Karohemd, alte Jeans, schwarze Kappe und abgegriffene Arbeitshandschuhe. Seinen großen Augen entgeht nichts und wenn es sein muss, riskiert er auch mal 'ne ziemlich kesse Lippe. Zum Beispiel, wenn er für die Zeitung Interviews gibt über seinen Arbeitsplatz. Hüffelsheimer ist im Museum für Puppentheaterkultur (PuK) die rechte Hand von Museumsleiter Markus Dörner. Oder wahlweise die linke. Das liegt ganz an Dörner selbst, denn Hausmeister Heinz ist eine Handpuppe. Nein pardon: eine Stabfigur mit Klappmaultechnik, so ist es richtig. Vorhang auf für ein Museum, das (ab und zu) die Puppen tanzen lässt ...



Kluge Köpfe: Neugierige Besucher erfahren im Museum allerlei über die Entwicklung des deutschen Figurentheaters.



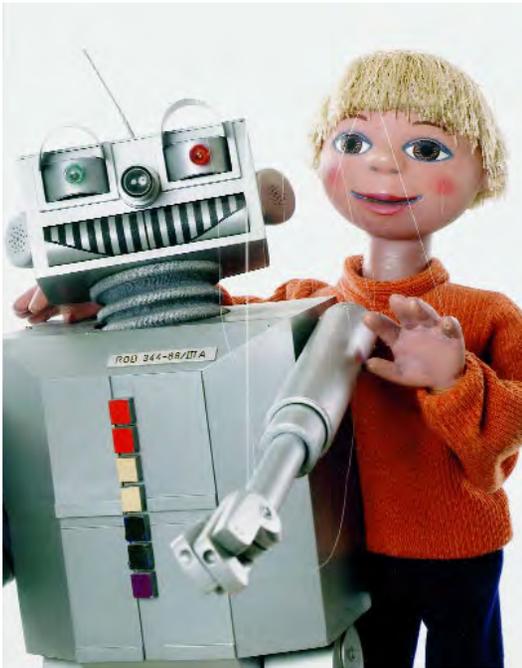
Multitalent Museumsleiter: Markus Dörner ist selbst Puppenspieler und hält die Fäden in der Hand ...

Fotos: Museum für Puppentheaterkultur (5) / Gerhard Kind / Markus Rumberg

DIE WELT DES PUPPENTHEATERS eröffnet sich im PuK, das zusammen mit dem Schlossparkmuseum und der Römerhalle im restaurierten Rittergut Bangert in Bad Kreuznach beheimatet ist, aus immer neuen Perspektiven. Das Konzept hat Markus Dörner selbst verfasst. Die Ausstellung zeigt, dass der 40-Jährige ein Mann der Praxis ist. Denn schon viel länger als Museumsleiter ist er Puppenspieler mit Leib und Seele, für das PuK eine glückliche Kombination. Seine Ideen hat er mit praktizierenden Theaterkollegen umgesetzt. Das Ergebnis ist eine beeindruckende Dramaturgie des Erlebens: Sie stellt das Puppentheater als blühende und spannende Kunstform vor und bindet ihre Darsteller in lebensnahe Szenarien ein. Dörner setzt dabei auf eine offene Präsentation ohne unnötige Distanz.

FAST GEHEIMNISVOLLE Licht- und Tonarrangements lassen den Holzkopf von Mephisto noch finsterner schauen, die grazile Tänzerin noch anmutiger werden und den Eindruck entstehen, als würden die Puppen sich jeden Moment in irgendeine Richtung bewegen. Knisternde Bühnenatmosphäre liegt in der Luft. »Beim historischen Kontext wollte ich nicht stehen bleiben«, sagt Markus Dörner, »sondern Puppentheater anspruchsvoll und lebendig zugleich veranschaulichen. Die Besucher erfahren dabei, wie spannend diese Theater- und Kunstform auch für uns heutige Zuschauer geblieben ist.«

GEFÖRDERT WIRD DÖRNER'S ANLIEGEN besonders durch Mitmachen. Rumpelstilzchen als Marionette tanzen lassen, in die Puppenkiste klettern, Blicke hinter die Kulissen werfen oder eine



Stille Stars: Robbi und Tobbi (hier ohne Fliewatüt), Hausmeister Heinz und manch mobiles Kerlchen begeistern Fans von Handpuppen und Marionetten.

ganze Drehbühne in Bewegung bringen – das sind nur einige von vielen Möglichkeiten, um im PuK selbst aktiv zu werden. Zu den jüngsten Angeboten gehören drei mobile Kreativ-Stationen, in deren Mittelpunkt grundlegende Elemente des Puppentheaters stehen. Neben dem flinken Rollenwechsel dank verschiedener Halbmasken können Geräusche, unverzichtbar für ein spannendes Spiel, erzeugt werden. An der dritten Station stehen Vertreter der klassischen Figurentechniken zum Ausprobieren bereit: Handpuppen, Marionetten und Stabfiguren. Sie sind überwiegend angefertigt worden, stammen also nicht aus dem Depot des Hauses.

DORNER BETONT: »Anregungen zum spielerischen Tun zu geben, ist ein wichtiger Teil unserer Arbeit. Doch wir sind kein Indoorspielplatz zum Thema Puppentheater. Das PuK ist in erster Linie ein klassischer Museumsort, an dem die Vermittlung der Geschichte und ein ästhetisches Erlebnis im Vordergrund stehen.«

IN DER DAUERAUSSTELLUNG wird ein Teil der bedeutenden Sammlung von Karl-Heinz Rother gezeigt, die 3000 Exponate umfasst und 1999 vom Land Rheinland-Pfalz erworben wurde. Es sind wertvolle Objekte, die ausdrücklich »nur« zum schauenden Bewundern präsentiert werden. Darunter finden sich Arbeiten aller namhaften Puppenbauer des deutschsprachigen Raumes der vergangenen 50 Jahre, die meisten von ihnen kennt oder kannte der Museumsleiter sogar persönlich. Diese »gealterten Bühnenstars«, wie Dorner die Puppen liebevoll nennt, »kommen aus ihrem Ruhestand zurück ins Rampenlicht und führen uns ihre Geschichte vor Augen.« Und noch etwas: »Wenn der Puppenspieler zu spielen aufhört, dann sterben seine Figuren oft mit, weil ihr Zweck erfüllt ist. Davor hat Rother sie bewahrt.«

AUSGEHEND VON DEN Ursprungsländern des Puppenspiels wie Asien, Tschechien und Sizilien wird in den verschiedenen Abteilungen des Museums die Entwicklung des deutschen Figurentheaters in themenbezogenen Inseln aufgerollt. Wer den lang gezogenen Ausstellungsraum im Obergeschoss betritt, fühlt sich sofort mitten in der vielgestaltigen Bühnenwelt ausdrucksvoller Figuren und

Kulissen. Mit dem fahrenden Volk der Handpuppenspieler, sozial noch abgegrenzt vom bürgerlichen Publikum, begann ihre Geschichte, die über die Jahrzehnte hinweg bis zu modernsten Ausdrucksformen im Gegenwartstheater reicht.

IN VERSCHIEDENEN ABTEILUNGEN lernen die Besucher die Herkunft des Puppenspiels aus den Mysterien- und Krippenspielen kennen. »Theater aus dem Koffer« zeigt den Berufsalltag der Figurenspieler. Hier stehen viele jener Behältnisse, aus denen die Posenreißer ihre Puppen holten und aus denen sie zugleich lebten. So knüpfen die Objekte immer wieder den Bezug zur Welt der kleinen Bühnen und der Menschen, die hier arbeiteten. Wie sehr sich diese Welt verändert hat, wird anschaulich inszeniert: Beispielsweise machte das frühe Illusionstheater des Guckkastens den Puppenspieler noch unsichtbar. Heute erleben wir die alte Guckkastenbühne nur noch selten, denn sie ist durch die offene Spielweise weitgehend verdrängt worden.

IN DEUTSCHLAND GIBT ES etwa 400 Berufspuppenspieler. Mit einem großen Teil steht Dorner in Kontakt. Da liegt es nahe, dass viele von ihnen gerne seinen Einladungen zu Vorstellungen im PuK und zum jährlichen Figurentheater-Festival folgen. Der enorme Besucherzuspruch zeigt, dass den kleinen Bühnen noch immer eine große Bedeutung beigemessen wird. Eine Bedeutung, die der 1997 verstorbene Puppenspielkünstler Carl Schröder überzeugend beschrieben hat: »Wohl sind die äußeren Maße des Puppenspiels kleiner als die des Menschentheaters, aber seine Aufgabe und Wirkung sind deswegen keine geringeren.« ■

SIGRID LADWIG





Fotos: Rheinisches Industriemuseum, Schauplatz Euskirchen – Georg Helmes (6) / Lorenz Töpferwien

Wachgeküsst

Die ehemalige Tuchfabrik Müller in Euskirchen bietet 100 Jahre alte Textilindustrie zum Anfassen

ES SCHNEIT. Von der Decke fallen weiße Flocken. Maria-Regina Neft hält die Hände auf und fängt den vermeintlichen Schnee ein. »Hier, fühlen Sie mal«, sagt die Besucherführerin und wendet sich an ihr Publikum. »Wolle aus dem Krepelwolf.« So heißt die Maschine anno 1898, deren Lärm den lang gestreckten Raum erfüllt. Mit ihren Walzen voller scharfer Stahlzähne mischt sie die vorsortierte Wolle auf und macht sie locker. Wie Schnee.



Umringt: Maria-Regina Neft (links) fängt für die Besucher Woll-Schnee aus dem Krepelwolf ein.

ANFASSEN, RIECHEN, RATTERNDEN Uralt-Maschinen staunend bei der Arbeit zusehen: Die ehemalige Tuchfabrik Müller in Euskirchen setzt als Museum auf ein besonderes Vermittlungskonzept. Auffällig, dass kaum Vitrinen oder erklärende Texttafeln den Blick verstellen. Hier soll nämlich niemand allein durchgehen. Wer die Fabrik besichtigen will, muss sich einer der regelmäßig angebotenen Führungen anschließen. Das ist auch gut so, denn es gibt jede Menge zu erzählen und viel zu fragen. Wie zum Beispiel kommt es, dass sich an diesem Ort seit Jahrzehnten kaum etwas verändert hat?

TATSÄCHLICH SCHEINT DIE ZEIT hier stehen geblieben zu sein. 1961, um genau zu sein. Da lief der Tuchabsatz gerade besonders schlecht. Mitten in der Misere kam Kurt Müller, dem letzten Besitzer des traditionsreichen Familienbetriebs, eine ungewöhnliche Idee: Er würde den Laden einfach einmotten und warten, bis es wieder aufwärts ginge mit der Konjunktur. »Seinen Angestellten«, erzählt Maria-Regina Neft, »versprach er bei ihrer Entlassung: Wir sehen uns bald wieder.« Doch der Dornröschenschlaf zog sich in die Länge. Müller hielt seine Fabrik so gut wie möglich in Schuss. Ansonsten ließ er alles, wie es war, von der flüchtig abgestellten Kaffeetasse bis zur Kreideschrift an der Wand. Erst nach mehr als



Wolle und Wäsche: Die Tuchfabrik ist aus dem Dornröschenschlaf erwacht. Bei den Vorführungen werden Stoffe für Decken, Sakkos und Mäntel gewebt – der jüngste Webstuhl ist 70 Jahre alt.



zwei Jahrzehnten begrub er enttäuscht alle Hoffnungen auf bessere Zeiten – ohne zu ahnen, was für einen historischen Schatz er all die Jahre bewahrt hatte!

»**WISSEN SIE, WAS Walken ist?**«, fragt Maria-Regina Neft in die Runde und hat dabei keineswegs die gleichnamige Trendsportart im Sinn. »Ich glaube, Sie haben etwas Gewalktes an«, sagt die Museumsführerin zu einer Besucherin. »Nicht wahr? Man sieht keine Gewebestruktur mehr.« Sie erklärt auch warum: Beim Walken wird das Tuch im feuchtwarmen Zustand so oft gepresst und verdichtet, bis es verfilzt. Das macht den Stoff robuster. »Denken Sie an Uniformtuch. Das wurde hier durch Walken veredelt.« Hier? Veredelt? Der Raum sieht eher aus wie ein verstaubtes Kellergeschoss. Verwinkelte Treppen führen zu dem vertieften Fliesenboden hinab. Unten reihen sich sechs altertümliche Wasch- und Walkmaschinen mit schweren, von Alter und Gebrauch rissig gewordenen Holzwalzen. Fünf davon standen schon da, als Kurt Müllers Vater Ludwig 1894 die Tuchfabrik erwarb.

»**DIESE INDUSTRIEANLAGE IST** ein außerordentlicher Glücksfall für uns«, freut sich Museumsleiter Detlef Stender. Einer der Gründe: Der Betrieb wurde praktisch nie modernisiert. Das bedeutet, dass die Technik größtenteils noch auf dem Stand um 1900 ist – von der Dampfmaschine über etwa 60 Großmaschinen und die Transmissionsanlage bis hin zu Werkzeugen und Materialien. All das präsentiert der Landschaftsverband Rheinland seit 2000 der Öffentlichkeit. Aus der Euskirchener Tuchfabrik ist einer von sechs Schauplätzen des Rheinischen Industriemuseums geworden. Und die sind tatsächlich Plätze zum Schauen; Orte, an denen die Besucher zu einem Teil der Handlung werden und sich selbst einbringen können; Industriedenkmäler, die so unverfälscht erhalten sind, dass sie kaum an Leben eingebüßt haben.

DAS GILT AUCH für die Weberei im ersten Stock. Es riecht nach Öl und Wolle. Der Boden vibriert unter dem scharfen Klackern eines Doppelwebstuhls. Was für ein Krach muss hier geherrscht haben, bei acht und mehr lärmenden Webstühlen gleichzeitig! Angetrieben wurden sie, wie alle Maschinen der Fabrik, über Transmissionsriemen. Die flitzen auch heute wieder unter der niedrigen Holzbalkendecke hin und her wie Schwalben. »Wissen Sie eigentlich«, meldet sich ein Besucher zu Wort, »wie schwierig es ist, diese Riemen auf exakt die richtige Länge zu bringen?«. Wie sie herausstellt, kennt er sich aus: In den 60er-Jahren hat er eben solche Transmissionsriemen für Bergbaumaschinen hergestellt.

DAS INTENSIVE GESPRÄCH mit den Besuchern macht für Maria-Regina Neft den Reiz der Führungen aus. Sie lernt dadurch oft dazu, genauso wie die anderen Besucherführer des Museums. Die

wenigsten von ihnen hatten vorher mit dem Textilgewerbe zu tun. Sie sind gelernte Landwirte, Lateinlehrer, Sozialpädagogen, sogar ein promovierter Schafzüchter ist dabei. Das liegt ganz auf der Linie des Museumskonzepts. Als Vermittler treten eben nicht in erster Linie ehemalige Betriebsangehörige auf, wie das andernorts häufig zu beobachten ist, sondern »Menschen«, so Detlef Stender, »die sich erst mal selbst in die Inhalte hineindenken müssen.« Der Vorteil liegt für ihn auf der Hand: »Unsere Besucherbegleiter reden kein Fachchinesisch. Sie versuchen zu erfühlen, was ihre Zuhörer besonders interessieren könnte und bewegt. Jede Führung ist deshalb – je nach Publikum – ein bisschen anders.«

DAS MACHT DIE FÜHRUNGEN gerade für Laien attraktiv. Mittlerweile kommen sehr viele Besucher, die es sonst kaum in Museen zieht: ältere Leute etwa, die anschließend ins Heino-Café nach Bad Münstereifel fahren. Auch das Echo im Gästebuch ist eindeutig. »Es hat mir ganz, ganz, ganz doll gefallen«, lautet einer der jüngeren Einträge. Er ist kein Einzelfall. ■ **LORENZ TÖPPERWIEN**

Riemen und Räder: Alle Maschinen der Fabrik werden über Transmissionsriemen angetrieben. Hier ein Blick in die Färberei.



Die Rückkehr der Heiligen

Elisabeth von Thüringen ist nach 800 Jahren wieder zu Gast auf der Wartburg in Eisenach

DIE REISEGRUPPE SCHIEBT sich aus dem Raum, alle Augen blicken nach links. Eine schmale Innentreppe führt unter der gekrümmten Decke zwischen grob verfugten Steinwänden gerade nach oben. »Über die Treppe gelangt man in den Sängersaal«, erklärt die Burgführerin ihren aufmerksamen Zuhörern, »diese Stufen ist schon Walter von der Vogelweide hinaufgestiegen, als er im Jahr 1206 zum Fest des Landgrafen Hermann eingeladen war, das durch einen erbitterten Wettstreit der vortragenden Minnekünstler als Sängerkrieg legendär wurde. Nur fünf Jahre später kam die kleine Elisabeth auf die Wartburg.« Von oben fällt gleißendes Sonnenlicht in den Treppenaufgang. Durch den Kopf huscht plötzlich das Bild eines dunkeläugigen Mädchens mit langem dunklem Haar, das mit vorsichtigen Schritten langsam die steinernen Stufen herunterkommt.

DIE WARTBURG – »die deutscheste aller Burgen«, mit einer Sammlung musealer Schätze aus acht Jahrhunderten ausgestattet – war nicht nur Schauplatz des Sängerkrieges, geheime Zuflucht Martin Luthers und Stätte des Wartburgfestes der Burschenschaft

Elisabeth-Glasfenster: Das filigrane Exponat aus der Elisabethkirche in Marburg zählt zu den ganz besonderen Stücken der Ausstellung.



Elisabethkirchengemeinde Marburg



Elisabeth-Statue: Die Büste der Heiligen stammt aus dem 15. Jahrhundert und gehört heute zur Sammlung der Wartburg-Stiftung Eisenach.

ten. Sie war auch Wohnsitz Elisabeths, bis heute eine der populärsten Heiligen Europas: Schutzpatronin von Thüringen und Hessen, des Deutschen Ordens, der Witwen und Weisen, Kranken, unschuldig Verfolgten genauso wie der Bäcker und Spitzenklöpplerinnen und, und, und. Die dritte Thüringer Landesausstellung erinnert ab dem 7. Juli 2007 an die außergewöhnliche Adlige, die vor 800 Jahren geboren wurde. Auf der Wartburg werden Elisabeths extremer Lebensweg und ihre vielseitige Verehrung anschaulich gemacht. Neben einzigartigen Objekten, die aus aller Welt zusammengetragen werden, ist die Wartburg nicht nur musealer Rahmen für die Ausstellung, sondern selbst ein herausragendes Exponat – als wichtigster authentischer Lebensort der späteren Heiligen.

IM JAHR 1211 wird die ungarische Königstochter Elisabeth durch halb Europa nach Eisenach geschickt. Ihre beschwerliche Reise hat politische Gründe: Die Vierjährige ist auserwählt, den Sohn des Thüringer Landgrafen zu heiraten. Vor der Eheschließung soll sie gemeinsam mit ihrem Bräutigam aufwachsen. Als das Mädchen die Wartburg erreicht, ist das Hauptgebäude, der steinerne Palas, gerade fertiggestellt worden. Ein hochmoderner Bau – von Steinmetzen prunkvoll verziert, mit verglasten Fenstern und hohen Sälen, die alle beheizbar sind. Hier regiert der kulturliebende Hermann I., dessen Hof ohne Zweifel einer der prächtigsten und glanzvollsten jener Zeit ist.

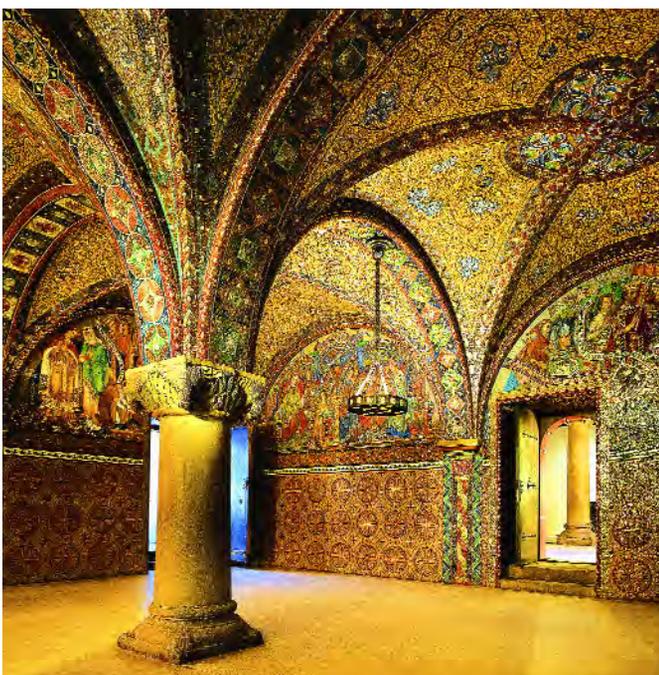
ÜBER ELISABETHS LEBEN auf der Wartburg erzählen vor allem die erhalten gebliebenen Prozessakten ihrer Heiligsprechung. Darin kommen Menschen zu Wort, die bei Hofe gelebt haben. Alle bezeugen schon dem Kind Elisabeth eine auffallende Frömmigkeit: »Sie versagte sich täglich etwas, um ihren Willen Gott zuliebe zu überwinden«, berichtet ihre Magd Gunda. Die junge Landgräfin, mit



Elisabeth-Stätte: Der Palas, das Hauptgebäude der Wartburg, war für einige Jahre das Zuhause der ungarischen Prinzessin.

14 Jahren verheiratet und bald darauf Mutter dreier Kinder, wendet sich dem religiösen Armutsideal zu, das im frühen 13. Jahrhundert besonders von den Franziskanern propagiert wird. Sie spricht ihrem luxuriösen Leben ab, kümmert sich um Kranke und Aussätzige, besucht Armenviertel, lässt in einem Hungerjahr sogar sämtliche Kornvorräte verteilen und darbt selbst.

Elisabethkemenate: Die Glasmosaiken des ab 1902 ausgestalteten Raums im Palas zeigen Szenen aus ihrem Leben.



JUTTA KRAUSS, wissenschaftliche Leiterin der Wartburg-Stiftung, sagt: »Für die Menschen heute ist es kaum vorstellbar, dass eine reiche Fürstin sich freiwillig und ohne Zwang in die Armut be- gibt«. Der erste Teil der Landesausstellung vermittelt daher, in welches Spannungsfeld Elisabeth als Angehörige des Hochadels geriet, als sie sich für ein Leben in radikaler Umsetzung der christlichen Gebote Armut, Demut und Nächstenliebe entschied. Die adlige Gesellschaft reagierte entsetzt und voller Verachtung. Man warf Elisabeth vor, öffentliche Gelder für Almosen zu verschwenden. Die Ausstellung verdeutlicht die sich ergebenden Konflikte, in dem sie Objekte der entgegengesetzten Lebenshaltungen versammelt: So steht ihrem prächtigen Rock aus Andechs das wollene Bußgewand gegenüber, dem vornehmen Elisabethglas ein schlichtes irdenes Gefäß. Zwei wertvolle liturgische Textbücher, der sogenannte Landgrafenpsalter und der Elisabethpsalter, versinnbildlichen ihre tiefe Religiosität. Beide prächtig verzierten Bücher hielt Elisabeth selbst in den Händen.



NACH DEM TOD ihres Ehemannes Ludwig sieht sich die junge Landgräfin den Anfeindungen bei Hofe schutzlos ausgeliefert. Sie verlässt schließlich den Palas und findet zunächst in ärmlichen Unterkünften am Fuße der Burg Unterschlupf, auch ein Schweinestall soll darunter gewesen sein. Schließlich siedelt sie nach Marburg über und gründet von ihrem Witwenvermögen ein Hospital. Aufopferungsvoll pflegt sie dort Leprakranke, Verwahrloste und verrichtet die niedersten Arbeiten. Bis zur Erschöpfung lässt sie sich geißeln, verwehrt sich Speisen und Getränke, bis ihr Körper diesen Strapazen nicht länger gewachsen ist. In der Nacht auf den 17. November 1231 stirbt sie im Alter von 24 Jahren. Nur wenige Stunden nach ihrem Tod umringen Menschen ihren Leichnam und versuchen, Teile ihrer Kleidung als Heil bringende Reliquien abzuschneiden. Ihr Grab wird zum Wallfahrtsort, schon vier Jahre später wird sie heiliggesprochen.

Elisabeth-Triptychon: Das dreiteilige Altarbild entstand um 1480, rund 250 Jahre nach ihrem Tod.



DIE AUSSTELLUNG DOKUMENTIERT den Prozess der Heiligsprechung und die rasche Ausbreitung des Elisabeth-Kultes. Kostbare Altarbilder, Prachthandschriften, Textilien und Glasmalereien beispielsweise verdeutlichen die Dimensionen der Verehrung Elisabeths. Zwei wichtige Beispiele der jüngeren Elisabeth-Rezeption birgt die Wartburg selbst: Die Elisabeth-Galerie mit Wandmalereien Moritz von Schwinds und die prunkvollen Glasmosaiken der Elisabethkemenate sind bedeutende Erinnerungsstätten, die im 19. und 20. Jahrhundert zu Ehren dieser bemerkenswerten Frau geschaffen wurden. ■

SANDRA BLUME

»Die Museen zu den Menschen bringen«

30 JAHRE INTERNATIONALER MUSEUMSTAG:
EIN GESPRÄCH ÜBER WELTWEITE GEMEINSAMKEITEN, DEUTSCHE BESONDERHEITEN
UND DAS UNIVERSELLE ERBE EINER KULTURELLEN VIELFALT

Für den Internationalen Museumstag engagieren sich das deutsche Nationalkomitee des Internationalen Museumsrates (ICOM), der Deutsche Museumsbund und die regionalen Museumsorganisationen der Bundesländer. Die Sparkassen-Finanzgruppe unterstützt den Internationalen Museumstag in Deutschland seit Jahren.

Mit **DR. YORK LANGENSTEIN (YL)**, Präsident ICOM Deutschland, **SUSANNE KOPP-SIEVERS (SKS)**, Geschäftsführerin des Museumsverbandes Sachsen-Anhalt e.V., und **DR. HEIKE KRAMER (HK)**, Leiterin Gesellschaftliches Engagement und Veranstaltungsmanagement des Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes, sprach **ALEXA VON DER BRELJE**.

Der Internationale Museumsrat ICOM hat vor 30 Jahren den Internationalen Museumstag zum ersten Mal ausgerufen. Welche Idee steckte dahinter?

YL: Schon hinter der Gründung des Internationalen Museumsrates ICOM im Jahr 1946 stand die »spätaufklärerische« Vorstellung, dass die Museen als kulturelle Einrichtungen einen Beitrag zur Erziehung des Menschen leisten. ICOM versteht die Museen als aktive Zentren des kulturellen Austausches. Sie sollen dazu beitragen, die Kulturen zu bereichern, gegenseitiges Verständnis zu entwickeln und letztlich auch, den Frieden unter den Völkern zu fördern.

Der Internationale Museumstag ist *der Tag der Museen* für die Besucher und markiert damit eine Gegenposition zum »Museum im Elfenbeinturm«. Die Impulse für den Internationalen Museumstag gingen von Amerika aus, wo schon sehr früh unter dem Motto »put the visitor first« das besucherorientierte Museum gefordert worden ist. So will der Internationale Museumstag nicht nur die Menschen ins Museum, sondern auch umgekehrt die Museen zu den Menschen bringen.

Wie begehen die Museen den Internationalen Museumstag?

SKS: Bei uns in Deutschland ist es in erster Linie ein Familiensonntag. Viele Angebote bieten für jede Altersgruppe etwas: Sonderführungen, Öffnung der sonst nicht zugänglichen Depots, Workshops zu Lebensweisen in vergangenen Jahrhunderten, historisches Spielen, bis hin zu rauschenden Museumsfesten am Vorabend, auf denen man in den Internationalen Museumstag hineinfeiern kann. Viele Aktionen sind für die Besucher kostenlos. Das ist nicht zuletzt dank der Sparkassen-Finanzgruppe möglich, die den Museumstag bundesweit unterstützt.

Die Förderung von Kultur zählt zur Unternehmensphilosophie der Sparkassen-Finanzgruppe ...

HK: Die Sparkassen sind lokal und regional verwurzelt, das bringt mit sich, dass jede Sparkasse für die gesellschaftliche Ent-



wicklung vor Ort mit verantwortlich ist. Zu dieser Verantwortung gehört es in unseren Augen auch, gerade einen Beitrag zum kulturellen Leben zu leisten: Die Kulturförderung bildet den größten Bereich des gesellschaftlichen Engagements der Sparkassen-Finanzgruppe, weil wir der Meinung sind, dass Kunst und Kultur elementare Bestandteile des Lebens sind, die die Regionen bereichern – und die deshalb entsprechend gefördert werden müssen. Mit den Museen fühlen wir uns verbunden, weil auch sie regionale Ankerpunkte sind, die gesellschaftliche Verantwortung tragen.

Der Museumstag wird weltweit gefeiert. Gibt es Unterschiede?

YL: Die Museen der Welt sind aus der europäischen Museumstradition erwachsen. Insofern gibt es weltweite Gemeinsamkeiten hinsichtlich ihres Auftrags und ihres Selbstverständnisses. Doch es sind neue Dimensionen hinzugekommen. Gerade in Afrika und Asien spielen die Museen vielfach auch die Rolle von kulturellen Zentren, die das sogenannte immaterielle Kulturerbe bewahren und vermitteln: Ich denke etwa an Tanz und Musik. Dementsprechend sind dort auch Aktivitäten mit dem Internationalen Museumstag verbunden, die sich aus der Brauchtumpflege ergeben.

Zwischen 1977 und 1989 ist der Internationale Museumstag in zwei deutschen Staaten gefeiert worden. Welche Bedeutung hatte der Tag in der DDR?

SKS: Interessanterweise hatte der Tag in der Bundesrepublik für die Museen kaum Bedeutung. Er war sogar weitgehend unbekannt. In der DDR dagegen wurde der Internationale Museumstag häufig in Form von Ehrungen der Museumsmitarbeiter begangen – in einigen Museen dagegen auch als ein besonderer Tag für die Besucher mit vielen Angeboten.

Wie hat sich der Internationale Museumstag nach 1989 in Deutschland entwickelt?

SKS: In den Museen der alten Bundesländer wurde der Tag nach wie vor nicht wahrgenommen. In Ostdeutschland dagegen hatte sich der Tag erhalten. Auf Initiative dieser Museen hat der Museumsverband Sachsen-Anhalt dann Ende der 90er-Jahre den Museumsorganisationen in den anderen Bundesländern sowie dem Deutschen Museumsbund den Vorschlag gemacht, gemeinsam bundesweit auf die Arbeit der Museen aufmerksam zu machen. Das internationale Motto für 1999 lautete »Pleasure of Discovery – Freude am Entdecken«, welch' besseres Thema hätte es für einen Kampagnenstart geben können!

Getragen von der Idee des Zusammenwachsens, konnte die Ostdeutsche Sparkassenstiftung zur Unterstützung gewonnen werden. Dem Engagement folgten bald weitere Förderer aus der Sparkassen-Finanzgruppe. Das ermöglicht eine sehr hohe Qualität und Professionalität der Kampagne. Die Organisation ist im Laufe der Zeit so umfangreich geworden, dass der Deutsche Museumsbund die zentrale Koordination übernommen hat.

Was war ausschlaggebend für die Förderung?

HK: Dieser Tag ist für die Museumslandschaft in Deutschland von großer Bedeutung: Die Bürgerinnen und Bürger werden bundesweit, ja sogar weltweit, auf die Bedeutung und Vielfalt der

Museen aufmerksam gemacht. Dies ist wichtig, denn Museen sind ganz zentrale Orte der Auseinandersetzung mit Kultur. Sie sind Orte des Lernens, des Vergegenwärtigens, aber auch des Staunens – es gibt so vieles zu entdecken! Aus diesen Gründen gebührt den Museen unserer Meinung nach ein ihrer Bedeutung angemessenes Engagement.*

Die Unternehmen der Sparkassen-Finanzgruppe engagieren sich in vielen museumsrelevanten Bereichen.

HK: Ja, sie unterstützen Museen auf vielfältige Art und Weise, unabhängig vom Internationalen Museumstag. Sie fördern Ausstellungen, zum Beispiel die Neugestaltung von Dauerausstellungen, und Forschungsprojekte, ermöglichen oder tätigen Ankäufe von Exponaten, um museale Sammlungen gezielt zu erweitern.

Seit 1992 steht der Internationale Museumstag unter einem Motto, das jährlich wechselt und weltweit gilt. Wie kam es dazu?

YL: Das weltweit gültige Motto, das ICOM als Leitthema beschließt, soll die internationale Gemeinschaft der Museen deutlicher herausstellen. Andererseits soll sie den Museen Anregungen geben, spezifische Aspekte ihrer Arbeit und ihres Auftrags im Rahmen von Veranstaltungen und Aktionen sichtbar zu machen.

In diesem Jahr lautet das Motto »Museums and Universal Heritage – Museen und universelles Erbe«. Das klingt nach einem weiten Feld ...

YL: Tatsächlich ist das Thema sehr weit gefasst. Aber es verweist auf die Kernfunktion der Museen als »Arche Noah« in einer globalisierten Welt, in der nationale, regionale und örtliche Besonderheiten immer mehr verschliffen werden.

Die Bundesrepublik Deutschland ist gerade der UNESCO-Konvention zur kulturellen Vielfalt beigetreten. Wenn man von universellem Erbe spricht, dann geht es gerade auch um die Bewahrung und Pflege dieser kulturellen Vielfalt. Bezogen auf Deutschland geht es dabei um unsere eigenen Besonderheiten, um unsere Kulturlandschaften und regionales Brauchtum. Aber auch die Pflege der Kultur von Minderheiten steckt in diesem Thema, Aspekte der Integration ebenso wie ein Blick auf die Kulturen anderer Völker und Gesellschaften. So bietet das Motto eine Fülle von Möglichkeiten und auch Chancen, im Grunde weit über den Internationalen Museumstag 2007 hinaus.

Die Museen erfreuen sich eines sehr hohen Besucherzuspruchs. Braucht es den Internationalen Museumstag überhaupt?

SKS: Unbedingt, ja! Der Tag gibt den Museen die Chance, an einem besonderen Tag bundesweit auf sich aufmerksam zu machen und für sich zu werben. Hiervon profitieren insbesondere die Museen in der Region, die sonst nicht im Blickpunkt der großen Öffentlichkeit stehen. Alle Besucher haben die Möglichkeit, die Museen von einer anderen Seite als »nur« durch die Ausstellung kennenzulernen.

Mit ihrer aktiven Teilnahme und Programmvielfalt am Internationalen Museumstag geben die Museen in Deutschland auch das Signal, der internationalen Museumscommunity anzuhören und sich als Orte des kulturellen Austausches in einem weltweiten Netzwerk zu verstehen.

* Als Förderer bringen sich der Sparkassen-Kulturfonds des Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes sowie die Ostdeutsche Sparkassenstiftung, die Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen, die Niedersächsische Sparkassenstiftung, der Sparkassenverband Baden-Württemberg, die Bayerische Sparkassenstiftung, die Sparkassen-Kulturstiftung Rheinland, der Sparkassen- und Giroverband Rheinland-Pfalz und die Sparkassenstiftung Schleswig-Holstein umfassend finanziell, aber auch inhaltlich ein.

HERAUSGEBER

Deutscher Museumsbund e.V.
c/o mhk – museumslandschaft hessen kassel
Schloß Wilhelmshöhe
34131 Kassel
www.museumsbund.de
gemeinsam mit den Museums-
organisationen in Deutschland

Deutscher Sparkassen- und Giroverband
Charlottenstraße 47
10117 Berlin
www.dsgv.de
gemeinsam mit den Stiftungen der
Sparkassen-Finanzgruppe
www.sparkassenstiftungen.de

REDAKTION UND KOORDINATION

Alexa von der Brölje
KulturKommunikation, Braunschweig
museumsmagazin@t-online.de

REDAKTIONSBEIRAT

Dr. Ulrike Adamek,
Hessischer Museumsverband e.V.
Dr. Heike Kramer,
Deutscher Sparkassen- und Giroverband
Mechtild Kronenberg,
Deutscher Museumsbund e.V.
Hans Lochmann,
Museumsverband für Niedersachsen und Bremen e.V.
Johanna Westphal,
ICOM Deutschland
Dr. Sabine Schormann,
Niedersächsische Sparkassenstiftung / VGH Stiftung
Patricia Werner,
Ostdeutsche Sparkassenstiftung
Olivia Zwach,
Deutscher Sparkassen- und Giroverband

GRAFIK

Philippa Walz, Stuttgart

VERLAG

Deutscher Sparkassen Verlag GmbH
Am Wallgraben 115
70565 Stuttgart
www.dsv-gruppe.de

HERSTELLUNG

Hansjörg Hauser, Deutscher Sparkassen Verlag

DRUCK

Bechtle Druck&Service, 73730 Esslingen

REDAKTIONSSCHLUSS

9. Februar 2007

© Deutscher Sparkassen Verlag GmbH, Stuttgart 2007



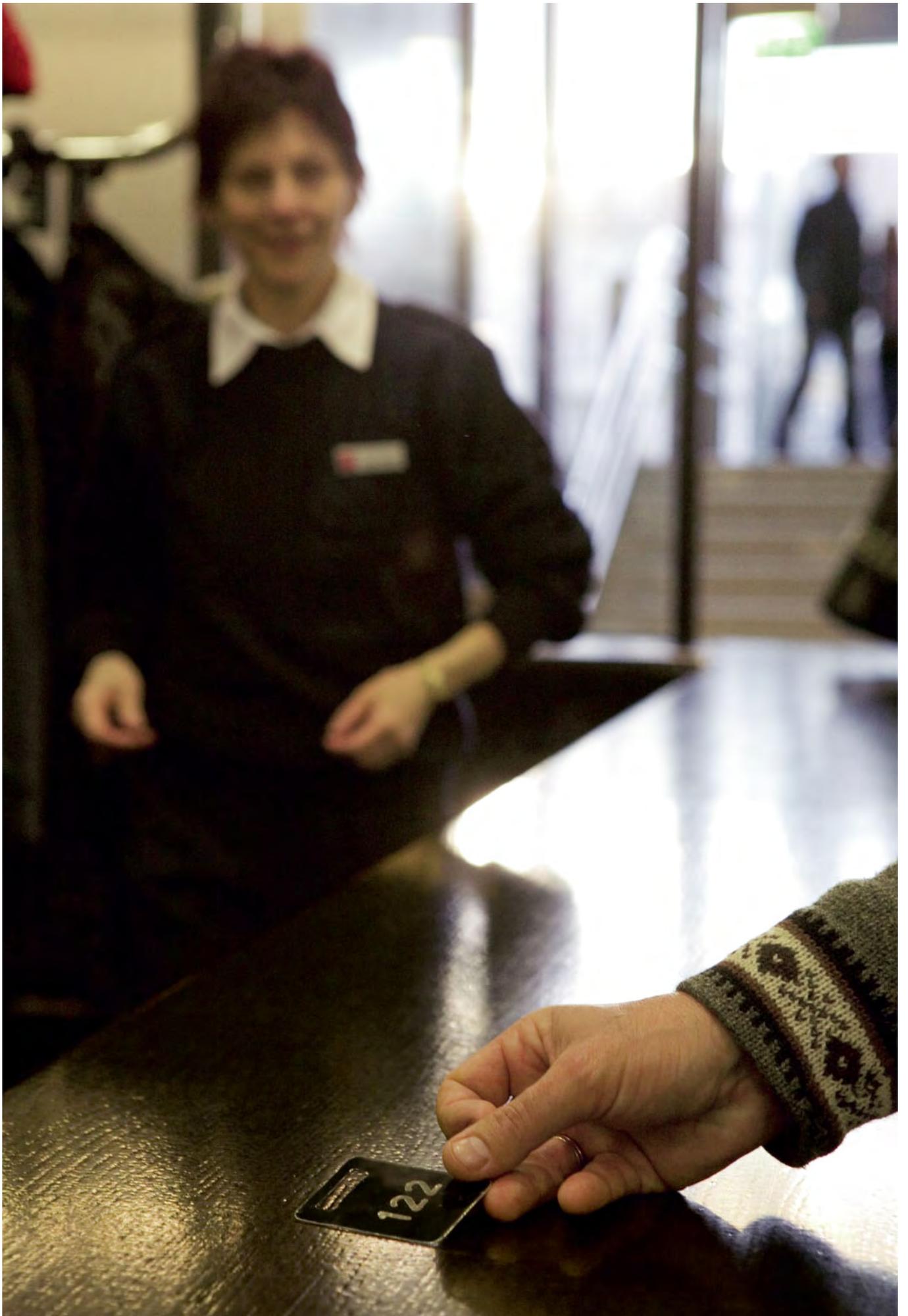
ABBILDUNGSNACHWEIS

Seiten U1, U2/1, 2/3, 4/5, 6, 16, 26, 36, 46/47, U3: Fotos: Michael Hauri;
U1, 2/3, 4/5, 49: Pergamonmuseum, Berlin | U2/1: Ethnologisches Museum, Berlin |
6, 16, 26, 36: Wilhelm-Busch-Museum, Hannover | 46/47: Märkisches Museum, Berlin
MICHAEL HAURI, Jahrgang 1983, studiert seit 2005 Fotografie bei Prof. Rolf Nobel
im Studiengang Kommunikationsdesign des Fachbereichs Design und Medien an der
Fachhochschule Hannover.

Seiten 7, 17, 27, 37: Wilhelm-Busch-Museum, Hannover

**AM SONNTAG, 20. MAI 2007, WIRD IN DEUTSCHLAND DER INTERNATIONALE
MUSEUMSTAG GEFEIERT. ALLE AKTIONEN DER MEHR ALS 1600 TEILNEHMENDEN
MUSEEN SOWIE WEITERE INFORMATIONEN FINDEN SIE IM INTERNET:**

www.museumstag.de



Sparkassen-Finanzgruppe
Sparkassen-Kulturfonds des
Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes
Kasseler Sparkasse
Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen
Landesbank Hessen-Thüringen
SV Sparkassenversicherung
Deutscher Sparkassenverlag

Wir bringen den Menschen die Kunst näher.



Fotos: documenta Archiv

DOCUMENTA
KASSEL
16/06 — 23/09
2007



Die documenta in Kassel bietet neuen künstlerischen Entwicklungen ein weltweit beachtetes Forum. Die Sparkassen-Finanzgruppe ist seit langem ein Hauptsponsor der documenta. Diese verlässliche Förderung schafft Voraussetzungen, damit internationale Kunst für alle Gruppen der Bevölkerung erfahrbar ist und wichtige gesellschaftliche Diskussionen angestoßen werden. Auch mit dem Engagement für die documenta 12 unterstreicht die Sparkassen-Finanzgruppe ihre Rolle als größter Kulturförderer der deutschen Wirtschaft. www.gut-fuer-deutschland.de

Sparkassen. Gut für Deutschland.

